**Zeitschrift:** Vox Romanica

Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum

**Band:** 25 (1966)

**Rubrik:** Besprechungen = Comptes rendus

# Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Besprechungen - Comptes rendus

Mélanges de linguistique romane et de philologie médiévale (A. Stefenelli), p. 289. - Medium Aevum Romanicum (G. Ineichen), p. 297. -L'humanisme médiéval dans les littératures romanes du XIIe au XIVe siècle (A. Buck), p. 300. - Jean Renson, Les dénominations du visage en français et dans les autres langues romanes (C. Th. G.), p. 302. - Aurelio Roncaglia, La lingua dei trovatori (L. Renzi), p. 304. - Les plus anciennes chartes en langue française (C.Th. G.), p. 307. - Henri-C.-M. van der Krabben, La Bible de Macé de la Charité IV (P. Wunderli), p. 315. - Gunnar Tilander, Traductions en vieux français de Dancus Rex et Guillelmus Falconarius (P. Wunderli), p. 320. – Geneviève Massignon, Les parlers français d'Acadie (C. Th. G.), p. 324. - Maurice Grevisse, Problèmes de langage (C. Th. G.), p. 327. - CLAUDE CUÉNOT, Le style de Paul Verlaine (Z. Marzys), p. 330. - Bruno Roth, Die romanischdeutsche Sprachgrenze im Murtengebiet während des 15. Jahrhunderts (W. Egloff), p. 334.

Mélanges de linguistique romane et de philologie médiévale offerts à M. Maurice Delbouille, I. Linguistique romane, II. Philologie médiévale, Gembloux 1964, 713 + 769 p.

Die Maurice Delbouille aus Anlaß seines 60. Geburtstages und zugleich seiner 35jährigen Lehrtätigkeit an der Universität Lüttich gewidmete Festschrift gibt in Umfang und Vielgestaltigkeit ein eindrucksvolles Zeugnis vom weltweiten Ansehen des Jubilars und der außerordentlichen Weite seines Freundes- und Schülerkreises. Die beiden thematisch den Hauptforschungsbereichen des Jubilars entsprechenden Bände umfassen je 47 Beiträge; den ersten Band eröffnen eine von J. Horrent verfaßte Biographie und Würdigung des Wirkens M. Delbouilles sowie eine von M. Tyssens besorgte Zusammenstellung seiner Veröffentlichungen.

I. Linguistique romane: G. Antoine, Babiole, Brimborion, Bagatelle ... (p. 27–45), präzisiert unter Beibehaltung der bisher angenommenen Etymologien die Bedeutungsgeschichte der drei Synonyme. Von den semantischen Ergänzungen zu den Wörterbüchern sei speziell die augenscheinliche Scheidung zwischen la bagatelle und dessen Plural im 17. und 18. Jahrhundert genannt (p. 42). – W. Bal, Emprunts romans en kiNtandu, dialecte kiKongo (p. 47–64). Zusammenstellung des portugiesischen und französischen Lehnwortgutes in der kongolesischen Mundart um Krisantu, südlich von Léopoldville. – Die morphologische Untersuchung von K. Baldinger, Die progressive Analogie (am Beispiel von vuelent, puelent, sielent, chielent) (p. 65–82, mit drei Karten), zeigt anhand der Urkundensprache eingehend, wie die Analogiewirkung von vouloir auf das Paradigma von pouvoir, nämlich das besonders in der 3. P. Pl. häufige unorganische l (puelent), sich in einer zweiten Phase progressiv auf eine Reihe weiterer Verben ausweitet. Gerade an dieser regional beschränkten, steckengebliebe-

nen Ausbreitung kann der Verfasser das Wesen der «fortschreitenden» Analogie überzeugend illustrieren (p. 76-78). In einem Anhang (p. 78-80) gibt T. Reinhard als Ergänzung zum AIS Beispiele für die Beeinflussung von \*potēre durch \*volēre im Italienischen. – A. Boileau, Le nom de la Berwinne et les doublets dérivés de alb- (p. 83-91): toponomastischer Beitrag, der interessante Adstrateinflüsse im Gebiet der Outremeuse ins Auge faßt. Die Flußbezeichnung Berwinne und der Name ihres Quellgebietes la Birven werden einleuchtend als identisch und durch wechselseitige Entlehnung zwischen dem Wallonischen und Plattdeutschen entstanden aufgezeigt. - Einige wertvolle, aus reicher Praxis geschöpfte Hinweise für den Benützer des ALF gibt M. A. Borodina, La lecture des cartes de l'ALF et le tracement des isoglosses (p. 93–98). Die Verfasserin zeigt vor allem die Bedeutung der Regionalatlanten und Mundartmonographien für die semantische Präzisierung mancher ALF-Karten. – J. Boutière, Le premier essai lexicographique de Frédéric Mistral (1853) (p. 99-112). Beschreibung des vom Verfasser entdeckten Supplément, das der junge Mistral zum Dictionnaire provençal-français von Honnorat verfaßte. - J. Corominas, Sur un mot de l'Archiprêtre de Hita et l'origine de l'espagnol «badulaque» (p. 113-120), macht auf Grund der Konjektur eines unverständlichen va delante bei Juan Ruiz die lateinische Pflanzenbezeichnung portulaca als Etymon des bisher ungeklärten sp. badulaque wahrscheinlich. - P. Delbouille et Ph. Munot, La poésie et le langage (p. 121-134). Der Aufsatz setzt sich in vorwiegend destruktiver Weise mit einem von P. Guiraud am VIIIe Congrès de la Fédération Internationale des Langues et Littératures Modernes (Liège 1960) gehaltenen Referat über die Autonomie der «expression poétique» auseinander. Im berechtigten Streben, die Gefahren jeder zu theoretischen und von vorgefaßten Meinungen bestimmten Interpretation aufzuzeigen, verfallen die Verfasser allerdings zum Teil ins entgegengesetzte Extrem, etwa mit prinzipiellen Feststellungen wie «Le poète ne dispose en fait que des mots de tous les jours (et de quelques autres peutêtre)» und «le langage utilisé par le poète reste le langage commun, et il tire toutes ses vertus des mécanismes éprouvés par l'usage ordinaire que nous en faisons tous». Wie wenig wir hier verallgemeinern dürfen und wie grundlegend sich an und für sich der poetische Wortschatz von dem der Alltagssprache abheben kann, illustriert etwa jeder Vergleich zwischen Vergil und lateinischer Gebrauchsprosa. – In einer grundlegenden, auf erschöpfendes Material gestützten Sichtung des Possessif en gallo-roman et dans le plus ancien français (p. 135-161) kann G. De Poerck neues Licht auf eine Reihe lautlicher und morphologischer Probleme werfen. In bezug auf die besondere Vokalentwicklung im Hiatus (měa, tăus - afr. meie, tuens) betont der Verfasser gegenüber Meyer-Lübke, daß die Tendenz zur Schließung als ein romanisches (nicht lateinisches) Phänomen zu betrachten ist und weniger von der Qualität des Folgevokals als von der Bewahrung der Zweisilbigkeit bestimmt wird (p. 153s.). Wenig wahrscheinlich ist die von De Poerck p. 153 ausgesprochene Vermutung, daß fr. voie gegenüber romanischem geschlossenem via eine Rückbildung aus envoiier sei. - C. Dubois, A propos d'un vers du Tristan de Thomas: «Al lever que fait des chalons» (p. 163-172): Als ansprechende neue Deutung der im Titel genannten Hapaxwendung wird chalon als '\*Pferdehuf' interpretiert und auf kelt. \*callio beziehungsweise \*calli zurückgeführt. Nicht ganz einleuchtend ist allerdings der Ausgangspunkt, daß nämlich die in der Ausgabe von B. H. Wind angenommene Bedeutung 'Stoff' (mit Yseult als Subjekt) sinnmäßig nicht entspreche. Statt Corpus Glossarium Latinae (passim) lies C. Glossariorum Latinorum. - Wenig überzeugen kann der Beitrag von J. Engels, L'étymologie de l'afr. «aerdre»: ADHAEREO ou \*ADERIGO? (L'origine de l'afr. «erdre»)

(p. 173-189). Den Beweis dafür, daß die lautliche Vorstufe \*adergere nicht, wie seit Tobler allgemein angenommen, zu \*aderigere, sondern zu (unter dem Einfluß von tergere umgestaltetem) adhaerere gehöre, sieht der Verfasser in der Tatsache, daß adersum in den Reichenauer Glossen lat. erentem (haerentem) glossiert! Bei der vorwiegend auf die Bibelübersetzungen gestützten Dokumentation des altfranzösischen Verbums fehlt mehrfach jegliche Versangabe; der Erstbeleg für trans. aerdre findet sich nicht erst im Roman de Rou, sondern bei Gaimar (Ed. Bell, Vers 240). - L.-F. Flutre, Deux poèmes en patois picard du début du XVIIIe siècle (p. 191-219). Kritische Neuausgabe zweier kürzerer Dichtungen mit grammatikalischem Kommentar und ausführlichen «Notes explicatives». - Einen wertvollen Beitrag zu der in weiten Bereichen noch unbearbeiteten spanischen Modalsyntax gibt E. Gamillscheg in seiner historisch-psychologischen Darstellung Spanisch «como» mit dem Konjunktiv (p. 221 bis 233). Mit den Voraussetzungen und der Funktion dieses Konjunktivgebrauches setzt sich auch W. Moellering, The function of the subjunctive mood in «como»-clauses of fact, Hispania 26 (1943), 267-282, auseinander. - P. Gardette, Mots provençaux dans les œuvres de Marguerite d'Oingt (p. 235-247): In einer diachronisch und geographisch ausgeweiteten Analyse elf lexikalischer Typen des um 1300 in der Nähe von Lyon entstandenen Werkes illustriert Mgr Gardette die durch die seitherige weitgehende Franzisierung überdeckten engen Beziehungen zwischen Gallia Lugdunensis und Gallia Narbonensis (drei Karten: Calendas 'Noël'; chamba 'jambe'; soma 'ânesse'). - Ein umfassendes Panorama über das Patronymikon innerhalb und außerhalb Europas bietet der Aufsatz von W. Giese, A propos des noms de personnes anglo-normands formés avec «Fitz» (p. 249-256). - In der Studie Sur quelques correspondances entre l'argot français et le rotwelsch (p. 257-270) kann C. Th. Gossen nicht nur zeigen, daß die wechselseitigen Entlehnungen zwischen beiden Sondersprachen umfangreicher sind, als vielfach angenommen wird, sondern aus komparatistischer Sicht auch eine Reihe überzeugender etymologischer Neudeutungen geben (schlard 'prison'; nazi, naze 'maladie vénérienne'; maillocher 'travailler'; bidon 'tromperie' und andere). -G. Gougenheim, L'objet interne et les catégories sémantiques des verbes intransitifs (p. 271-285): Vorwiegend deskriptiver, mit literarischen Beispielen illustrierter Überblick über die französischen Verben beziehungsweise Verbalkategorien, die ein sogenanntes «inneres Objekt» (Typus il vit une vie agréable und il a pleuré plus d'une larme) kennen. – Die methodologische Skizze Du mot-thème en exégèse (p. 287–294) von J. Guillaume hebt vor allem die Notwendigkeit der Einbeziehung des Kontextes bei der Betrachtung der «mots-thèmes» sowie die Bedeutung der «critique externe» hervor. - P. Guiraud, L'opposition actuel-virtuel. Remarques sur l'adverbe de négation dans «Aucassin et Nicolette» (p. 295-306). In einer von starkem Systematisierungsstreben geprägten Analyse versucht der Verfasser die bereits am Rolandslied (R 83 [1962], 289-302) untersuchte Opposition «actuel-virtuel» als «une des clés de la grammaire médiévale» aufzuzeigen. Wir glauben, daß das aufgezeigte Prinzip existent ist, jedoch nur unter Einbeziehung einer Reihe anderer Faktoren in seinen wahren Dimensionen gesehen werden kann. Die sicher zu weit reichenden Folgerungen und Vermutungen – etwa daß die starke mittelalterliche Ausgeprägtheit der Opposition ein Erbe des germanischen Superstrats sei – werden vom Verfasser abschließend selbst als «hypothèse de travail» eingeschränkt. - M. Hanoset, Sur la valeur du préfixe «entre-» en ancien français (p. 307-323): Die sorgfältige Überprüfung der mittelalterlichen Semantik von Verben wie entroïr, entrevoir und entroublier zeigt, daß diese Komposita, auch ohne restriktive beziehungsweise pejorative Nuance, synonym zu den Verba

simplicia gebraucht werden konnten, was allerdings im Falle von entroïr und entroublier schon in den Definitionen bei Tobler-Lommatzsch zum Ausdruck kommt. – Einen anregend dargestellten Aperçu über die Grundzüge in der methodischen Entwicklung der Stilistik gibt H. Hatzfeld, Points de repère dans l'évolution de la stylistique romane, 1886–1962 (p. 325–340). – A. Henry, La projection des actants selon L. Tesnière (p. 341 bis 346), präzisiert und ergänzt die Strukturalsyntax Tesnières im Bereich der «syntaxe expressive». – Eine sprachlich bisher praktisch nicht faßbare Superstratschicht kann H.-E. Keller in seinem (im Zusammenhang mit den Redaktionsarbeiten für das FEW entstandenen) Aufsatz Survivances lexicologiques de l'ancien saxon en Normandie (p. 347–361) an sechs Beispielen erstmals in ein konkretes Licht rücken. – E. Legros, «Avoir, eu» et «savoir, su» à Liège du XVIIe siècle à nos jours (p. 363-380), zeigt im Anschluß an L. Remacle auf Grund der Zusammenstellung eines umfassenden Formenmaterials, daß die Infinitive avu 'avoir' und savu 'savoir' nicht, wie lange Zeit angenommen, durch die Partizipformen avu 'eu' und savu 'su', sondern nur aus der Geschichte des Infinitivs selbst erklärt werden können. - Y. Le Hir, Sur les Psaumes mesurés de J. A. de Baïf (p. 381-394): Die vom Verfasser aufgezeigten sprachlichen Unterschiede beziehungsweise Fortschritte zwischen den beiden Fassungen von 1569 und 1573 bieten vom stilistischen und lexikologischen Standpunkt aus eine Fülle interessanter und noch weiter auswertbarer Einzelfakten. - Das Schwergewicht des Überblicks Background and Trends in French Linguistics (p. 395–408) von R. Levy liegt in der Darstellung der amerikanischen sprachwissenschaftlichen Bemühungen sowie einer Beschreibung vollendeter, laufender und geplanter lexikographischer Unternehmungen. Unter den geplanten oder im Entstehen begriffenen neuen romanischen etymologischen Wörterbüchern (p. 399) lassen sich auch die in Bonn von H. Meier geleiteten Arbeiten nennen; das «Begriffssystem» von Hallig – v. Wartburg (p. 398 N 2) sollte auch in der neu bearbeiteten und erweiterten zweiten Auflage von 1963 angeführt werden. – Y. Malkiel, Economie phonologique et perte lexicale (p. 407 bis 416), zeigt anhand spanischer Beispiele einleuchtend, daß neben den herkömmlich angenommenen Gründen für Wortschwund (unter den eingangs aufgezählten Kriterien vermißt man das Streben nach semantischer und lautlicher Expressivität) auch innerhalb des Systems vereinzelte, durch Synkope entstandene Konsonantengruppen zur Schwächung einer Form beitragen können. – Auf eine jüngste argentinische Lautentwicklung, die Ausdehnung des «zeismo», verweist B. Malmberg, Note sur le [z] argentin (p. 417-420). - R. Massart, Contribution à l'étude du vocabulaire de Nicolas de Vérone (p. 421-450), gibt nach einer eingehenden, wohlabgewogenen Erörterung über das Wesen der frankoitalienischen Koiné Text und Glossar der ersten 184 Verse aus einer im Entstehen begriffenen Ausgabe der Passion. Einige der im Glossar angegebenen Bedeutungen wären noch zu prüfen; so heißt ocheison sicher 'raison, motif' und nicht 'occasion', hoster 'libérer' (nicht 'ôter') und ciere 'mine' (nicht 'visage'). -L. Mourin, L'origine des terminaisons «-n», «-ns» et «-nse» de la première personne du pluriel en ladin du Val Gardena (p. 451-461). Im Gegensatz zu den bisherigen Deutungen führt der Verfasser den Schwund des -s der 1. P. Pl. im Rätoromanischen (eventuell auch Altprovenzalischen und -katalanischen) auf das Inversionssyntagma \*cantams + ns (nos) zurück und sieht andererseits – im Anschluß an die Verhältnisse in der Val Gardena - im oberengadinischen -ns bewahrtes lat. -mus und nicht wie allgemein angenommen eine Agglutination von pronominalem -se. - In seinem Beitrag Zur Herkunft von gal.-port. «enguizar, enguicar» 'verhexen' (p. 463-467) plädiert J.M. Piel nach einer Erörterung der neueren Erklärungen von J. Brüch (got. \*in-weitjan)

und H. Meier (lat. \*INVITIARE) für eine Rückkehr zum bereits 1900 von Michaëlis angenommenen Ausgangspunkt \*INIQUITIARE. - Einen Überblick über die Stellungnahmen der modernen Grammatiken zu La construction impersonnelle en français moderne, verbunden mit neuen Gesichtspunkten, gibt P. Pieltain (p. 469-487). -R. Pinon, Folklore et dialectologie. Le jeu du cerf-volant en Wallonie (p. 489-516): Reich dokumentierte volks- und sachkundliche Geschichte des Drachenspiels und der damit verbundenen dialektalen Terminologie. - Nach zwei theoretischen syntaktischen Beiträgen, B. Pottier, Note sur le syntagme nominal français (p. 517-520) und M. Regula, Contribution à l'inventaire de la syntaxe française (p. 521-540), verteidigt L. Remacle in seinem Beitrag L'ancienneté du wallon «hé» 'versant boisé' (p. 541-553) gegenüber dem FEW überzeugend seine in einem früheren Artikel vertretene Ansicht, daß die wallonische Form mit mehr Wahrscheinlichkeit direkt auf frk. \*haisi und nicht auf jüngeres mittelniederländisches hees(t) zurückgeführt werden kann. - J. Renson, Quelques mots du dialecte de Beaumont-en-Hainaut (p. 555-563), gibt eine Liste von etwa 50 «termes significatifs» aus der wallonisch-pikardischen Übergangsmundart des Kantons Beaumont. - Der sprachliche Einfluß der Normannen in Süditalien wird von G. Rohlfs (p. 565-572) an einer Vielzahl bisher wenig bekannter oder anders gedeuteter Gallizismen illustriert. Mehrere altfranzösische Formen fanden, wie der Verfasser zeigt, auch Eingang in die griechischen Mundarten Süditaliens und konnten sich speziell dort halten. - Vorwiegend Hinweise auf eigene frühere Arbeiten gibt der eineinhalbseitige Beitrag von A. Rosetti, Remarques sur les changements phonétiques (p. 573-574). - P. Ruelle, La sémantique de «\*catenio → chaeignon → chignon» (p. 575 bis 585). Auf Grund sorgfältiger Überprüfung der von Godefroy und Tobler-Lommatzsch zitierten Belege sowie der teilweise divergierenden Definitionen kommt der Verfasser zu den altfranzösischen Grundbedeutungen 'carcan, collier solide' (höchstens vereinzelt 'corde à pendre', nie im Mittelalter 'chaîne') und 'nuque'. Der Übergang zu letzterer Bedeutung sowie zu derjenigen von 'chignon' wird unter Absehung von bildhaften Vorstellungen wie 'chaîne des vertèbres' direkt aus der räumlichen Nachbarschaft erklärt: 'objet qui entoure la nuque' > 'nuque' > 'masse de cheveux sur ou au-dessus de la nuque'. - Eine weitere Bekräftigung seiner Diphthongierungstheorie (cf. RLiR 20), vor allem an einer Prüfung des Anteils phonologischer Elemente, gibt F. Schürr, Silbenquantität und Diphthongierung in italienischen Mundarten (p. 587 bis 594). - E. Seifert, Zur Bedeutungsentwicklung von portugiesisch ter (p. 595-606), zeigt an umfangreichem Belegmaterial die einzelnen semantischen Etappen, auf denen tenēre im Portugiesischen zum Begriff 'haben' kam, sowie das diachronische Kräftespiel mit habēre. - G. Straka, Remarques sur la «désarticulation» et l'amuïssement de l's implosive (p. 607-628): Unter Heranziehung paralleler Tendenzen in mehreren modernen Idiomen (okzitanische und spanische Mundarten) gibt der Verfasser eine eingehende physiologische Darstellung der einzelnen Phasen des altfranzösischen Verstummens von s vor Konsonant und im Auslaut. - G. Tilander, Vieux français «bruisier» (p. 629-634): Die vom Verfasser bereits in R 51 vorgeschlagene und in vorliegendem Beitrag mehrfach erhärtete Ableitung aus lat. \*BRUGITIARE (zu \*brugitus > bruit) ist sowohl phonetisch als auch semantisch überzeugend (die Entwicklung von 'krachen' und 'brechen' läßt sich an zahlreichen Parallelen beobachten). Wir fügen hinzu, daß auch die geographische Verteilung von bruisier (pic., norm., anglo-norm.) mit dem Gebiet des ersten Auftretens von bruit (Gaimar, Wace) übereinstimmt. - Eine äußerst interessante Zusammenstellung der literarischen Stellungnahmen beziehungsweise Verwertungen einiger Probleme der modernen Semantik (la motivation, les valeurs affectives et évocatrices, l'ambiguïté sémantique, le langage figuré) gibt St. Ullmann, Sémantique et stylistique (p. 635–652). – L. Warnant, Le rôle du contexte dans les valeurs de l'imparfait (p. 653–673). In kritischer Auseinandersetzung mit Brunot und Le Bidois betont der Verfasser, daß manche der dem Imparfait zugeschriebenen «valeurs» in Wirklichkeit nicht auf der Verbalform, sondern auf kontextuellen Faktoren beruhen. – W. v. Wartburg, Les origines des mots à radical «chic-» (p. 675–699). Dieser letzte Beitrag des ersten Bandes präsentiert nach einer Stellungnahme zu P. Guirauds Artikel «Le champ morphosémantique du verbe chiquer» (BSLP 55) die drei FEW-Artikel ŠĀH (pers.) könig, TŠIKK- klein und TŠIKK- (schallwort).

II. Philologie médiévale: P. Aebischer, Une allusion des «Quinze signes du Jugement» à l'épisode du Jeu de la quintaine du «Girart de Viane» primitif (p. 7-19), führt die im Anhang des Mystère d'Adam (Vers 968s.) gegebene Erwähnung eines Zweikampfes zwischen Roland und Olivier auf die ursprüngliche, dem Oxforder Roland vorangehende Girart-Fassung zurück. – Eine mit Einleitung und Anmerkungen versehene Edition einer anonymen katalanischen Gedichtgruppe aus dem Cançoner del Marquès de Barberà (Ende 15. Jahrhundert) gibt R. Aramon i Serra, Una cançó i tretze cobles esparses inèdites (p. 21-38). - F. Bar, La juglerie de Bourges au XIVe siècle (p. 39-44), publiziert eine inhaltlich nicht eindeutig geklärte, in Hinblick auf den Titel nur wenig aufschlußreiche Urkunde. - J. Bastin, Quelques notes sur Julien Macho et son Esope (p. 45-47). - R. Bossuat, Le Dit des Roys. Chronique rimée du XIVe siècle (p. 49–58). Der Verfasser beleuchtet die handschriftliche Überlieferung, die Quellen und die mit der Abfassung verbundenen Tendenzen des bisher nicht beachteten Textes von an sich geringer literarischer und historischer Bedeutung. - A. Burger, Remarques sur la composition de l'épisode de Baligant (p. 59-69). Von einer stiltechnischen Untersuchung her verficht der Verfasser entschieden die Echtheit der Episode. Die plausibel dargelegten, in ihrer Tragweite aber nicht zwingenden Argumente bilden: die enge Verknüpfung der die Baligantepisode ankündigenden Laisse CLXXXV mit dem vorangehenden und folgenden Text, die übereinstimmende Sorgfalt der chronologischen Angaben in der Episode und dem Rest der Chanson sowie die Parallelität zwischen den Zweikämpfen Karl-Baligant und Tierri-Pinabel. - G. Caravaggi, Remarques sur la tradition des «Evangiles de l'Enfance» en provençal et sur la version inédite du ms. Paris, B. N. fr. 25415 (p. 71-90). Sorgfältige Darlegung der handschriftlichen Verhältnisse. - Eine Zusammenstellung der im Werk des Guilhem de Cervera zu findenden Anspielungen auf die antike und profan-mittelalterliche Tradition gibt I. M. Cluzel, La culture générale d'un troubadour du XIII<sup>e</sup> siècle (p. 91–104). – G. Contini, La canzone della «Mort Charlemagne» (p. 105–126): Inhaltliche und sprachliche Bemerkungen zum unedierten frankoitalienischen Text. - R. Dragonetti, «Aizi» et «aizimen» chez les plus anciens troubadours (p. 126-153). Subtile Analyse des poetischen Gehaltes der beiden Formen. - Die Ursprünge der provenzalischen Poesie beleuchtet J. Fourquet aus einem Vergleich mit La chanson chevaleresque allemande avant les influences provençales (p. 155-164). - A. Fourrier, Raoul de Hodenc: est-ce lui? (p. 165-193). In wohlfundierter, mit der nötigen Vorsicht formulierter Hypothese zeigt der Verfasser die Möglichkeit einer Identifizierung des Dichters mit einem zwischen etwa 1165/70 und 1221/30 lebenden Neffen des aus Hodenc-en-Bray stammenden Pierre le Chantre. - J. Frappier, Les thèmes politiques dans le Couronnement de Louis (p. 195-206), zeigt die engen Beziehungen zwischen dem poetischen karolingischen Rahmen und den zeitgenössisch-kapetingischen Verhältnissen. - P. Gallais, Gauvain et la Pucelle de Lis (p. 207-229), verteidigt gegenüber J. Frappier die Ur-

sprünglichkeit der mit einer Vergewaltigung und zweifachem Mord verbundenen «unhöfischen» Version dieser Episode aus der Continuation-Gauvain. - L. Geschiere, Deux vers d'« Yvain» (p. 231-249). In seiner Stellungnahme zu den Versen 2767s. der Ausgabe von M. Roques zeigt der Verfasser die Koherenz des Guiot-Textes vom stilistischen Standpunkt aus, wendet sich aber gleichzeitig einleuchtend gegen die von Roques aus dieser Lesung geschlossene Identität der Botin, die Yvain hier tadelnd die Liebe ihrer Herrin kündigt, mit Lunete. - R. Guiette, Villoniana (p. 251-257): Zu Test. 47s. (Le verselet escript septiesme Du psëaulme Deus laudem). - W.M. Hackett, La technique littéraire de «Girart de Roussillon» (p. 259-273). Unter Anwendung der Rychnerschen Methode der Laissenanalyse zeigt die Verfasserin, daß der Dichter die Spannung zwischen lyrischem und narrativem Aspekt kunstvoll ausnützt, indem er die bedeutsamen Momente durch vielfältig gestaltete Wiederholungen unterstreicht. - J. Horrent, Notes de critique textuelle sur le « Cantar de Mío Cid » (p. 275-289). I. A propos de l'explicit de Per Abbat. II. Sur quelques corrections inspirées par la Crónica de veinte Reyes. - Vor allem von der zyklischen Erzählform her beleuchtet H.R. Jauss Les enfances Renart (p. 291-312) als «immer wieder aufgenommenes und um ein Stück weitergeführtes Seitenthema». - O. Jodogne, Le Miracle de saint Nicolas et d'un juif (p. 313-328), zeigt die dramatische Originalität und den «reaktionären» Geist dieses erst um 1500 entstandenen und in seiner Konzeption den zeitgenössischen Mystères angenäherten Stückes. - Auf mehrere in Chrétiens Perceval fehlende Parallelen zwischen dem Fabliau Richeut und Wolfram von Eschenbach verweisen H. und R. Kahane in ihrem Aufsatz Herzeloyde (p. 329-335). - Ch. A. Knudson, Les anciennes éditions du «Petit Jehan de Saintré» (p. 337-348). Charakterisierung der vier Ausgaben des 16. Jahrhunderts und ihres Verhältnisses zu den übrigen Handschriften. -Auf eine feinsinnige Interpretation von Wilhelms IX. Gedicht «Farai un vers de drevt nien» konzentriert sich der Beitrag No sai qui s'es - No sai que s'es (p. 349-366) von E. Köhler. - F. Lecoy, A propos du fabliau de Gautier Le Leu «De Dieu et dou pescour» (p. 367-379), zeigt die thematischen Übereinstimmungen mit einem mittelalterlichen Märchen aus dem Islendzk Æventyri und der modernen Erzählung «L'homme juste». -P. Le Gentil, A propos du «Guillaume de Dole» (p. 381-397): Überzeugende semantische Bemerkungen zu einigen problematischen Textstellen und Hinweise zur Form der eingestreuten chansons à refrain. - M.D. Legge, Sur la genèse du «Roman de Fergus» (p. 399-408). – R. Lejeune, Jean de Mandeville et les Liégeois (p. 409-437). Nach eingehender Darlegung der bisherigen Forschungsmeinungen spricht sich die Verfasserin für die englische Herkunft des Autors und die Identität zwischen Jean à la Barbe und Jean de Mandeville aus. Eine Erklärungsmöglichkeit der zur Identität (tradition classique liégeoise) in Widerspruch stehenden «version liégeoise» sieht sie in der Annahme, «qu'il y a eu un temps, à Liège, où l'auteur des Voyages, qui y vivait sous un nom d'emprunt, avait intérêt à faire croire que 'Jean de Mandeville' était différent de 'Jean à la Barbe' ». - Ch. H. Livingston, Manuscrit retrouvé d'œuvres de Watriquet de Couvin (p. 439-446): Beschreibung des seit 1773 verschollenen, vom Verfasser wiedergefundenen Manuscrit La Clayette und Abdruck des in der Ausgabe von Scheler fehlenden Dit des VII vertus. – R. Louis, De Livier à Olivier (p. 447-476), sieht mit guten Gründen in Olivier eine volkstümliche Umbildung von Livier (de Metz). – Den Beitrag, den die Betrachtung der Klischees zur Autor- beziehungsweise Echtheitsfrage liefern kann, prüft D. Mc Millan, Notes sur quelques clichés formulaires dans les chansons de geste de Guillaume d'Orange (p. 477-493). Der Verfasser vermengt fälschlich apostre 'Apostel' und apostoile 'Papst'. - A. Micha, Le Départ en Sorelois.

Réflexions sur deux versions (p. 495-507). - J. Monfrin, Sur les sources du «Secret des Secrets, de Jofroi de Waterford et Servais Copale (p. 509-530). Zum ersten, der Ethik gewidmeten Abschnitt. - A. Monteverdi, Regolarità e irregolarità sillabica del verso epico (p. 531-544). In Auseinandersetzung mit der These Menéndez Pidals von einem ursprünglich gemeinromanisch ungleichsilbigen Vers zeigt der Verfasser, daß die Unregelmäßigkeiten des anglonormannischen und frankoitalienischen Verses keinerlei Schlüsse auf eine ursprüngliche Ungleichsilbigkeit des französischen Verses zulassen. - Die Semantik von jeu parti und partir un jeu innerhalb des bretonischen Romans illustriert P. Remy, Jeu parti et roman breton (p. 545-561). - Dantes Gestaltung der Lehre vom göttlichen Gnadenlicht, das in seinem verschiedenen Maß die Verschiedenheit der Seligkeitsgrade vermittelt, ist der Beitrag Das «Lumen gloriae» in der «Divina Commedia» (p. 563-579) von H. Rheinfelder gewidmet. - E. von Richthofen, Considérations complémentaires sur les légendes épiques et les romans courtois (p. 581-596). Zur Stratifikation der Légendes und den franko-spanischen Beziehungen. - A. Roncaglia, «Obediens» (p. 597-614). Zu Wilhelms IX. «Pos de chantar m'es pres talens». Vers 3s. Als neue Deutung vertritt der Verfasser für obediens die Interpretation 'vassallo, signore feudale' und somit für Vers 3 die Bedeutung 'Più non potrò servire Iddio e il re'. - Inhaltliche Divergenzen zwischen dem Oxforder Roland und einer älteren beziehungsweise parallelen Tradition beleuchtet R. M. Ruggieri, Il titolo e la protasi dell'« Entrée d' Espagne» e dei « Fatti de Spagna» in rapporto alla materia della « Chanson de Roland» (p. 615-633). - J. Rychner, Observations sur le «Couronnement de Louis» du manuscrit B. N., fr. 1448 (p. 635-652). Anhand eines Vergleiches mit dem Vulgatatext insistiert der Verfasser auf dem wesentlichen Anteil der mündlichen Tradition und Diffusion an den textlichen Veränderungen. - Gegen eben diesen wie wir glauben unbestreitbaren Anteil wendet sich M. Tyssens in ihrem auf die Überlieferung des Wilhelmszyklus gestützten Beitrag Le style oral et les ateliers de copistes (p. 659–675). – C. Segre, Negromanzia e ingratitudine (Juan Manuel, il «Novellino», Ludovico Ariosto) (p. 653-658): eine thematische Parallele. - E. Vinaver, Un chevalier errant à la recherche du sens du monde: Quelques remarques sur le caractère de Dinadan dans le «Tristan» en prose (p. 677-686). - A. Viscardi, Le origini romanze e la tradizione letteraria mediolatina (p. 687-704). Kritisch-historischer Überblick über die Ursprungsforschung. – Einen Beitrag zur Frage nach der Entstehung der Formelhaftigkeit gibt J. Wathelet-Willem mit der Zusammenstellung des Rüstungs- und Kampfvokabulars in Rolandslied, Wilhelmslied und Gormont et Isembart: A propos de la technique formulaire dans les plus anciennes chansons de geste (p. 705-727). - F. Whitehead, Lancelot's Redemption (p. 729-739). Der Aufsatz bringt eine Neudeutung des Lancelot-Charakters der Queste del Saint Graal, nach welcher dieser weniger einen gefallenen Menschen, dem jede Rückkehr zum Guten versagt bleiben muß, darstellt, als vielmehr ein Beispiel der religiösen Erbauung, daß es für ein Zurück zu Demut und Liebe niemals zu spät sei. - B. H. Wind, L'idéologie courtoise dans les lais de Marie de France (p. 741 bis 748), betont das Überwiegen des märchenhaften und folkloristischen Moments gegenüber der meist nur als Rahmen dienenden höfischen Konzeption. - B. Woledge, Un emploi du verbe «être» en ancien français: «fustes fiz Boeve» 'vous êtes fils de Beuve' (p. 749-756). Von einem Vers des Wilhelmsliedes ausgehend, zeigt der Verfasser, daß das Präteritum in Wendungen wie fustes fiz de als 'vous êtes né fils de' aufzufassen ist und weder den Tod des Sohnes noch den des Vaters impliziert.

Medium Aevum Romanicum, Festschrift für Hans Rheinfelder, hg. v. H. BIHLER und A. Noyer-Weidner, München 1963, xx + 411 p.

Die Dichte des Bandes und dessen gediegene Präsentation, die Autoren und Herausgeber mit dem Gefeierten ehren, wurde vor der Abfassung dieser Zeilen in Rezensionen von maßgeblicher Seite bereits festgestellt¹. Wir beschränken uns daher zunächst darauf, die einzelnen Beiträge zur Orientierung nochmals aufzuzählen. Einige zusätzliche Bemerkungen werden nur in den Fällen folgen, wo sie uns ohne weiteres vertretbar erschienen.

 H. Anglés, La danza sacra y su música en el templo durante el Medioevo.
 H. Bihler, Zur Gestalt mittelalterlicher lateinischer, französischer und spanischer Fassungen der Fabel vom Fuchs und vom Raben. 3. B. Bischoff - H. G. Beck, Das italienisch-griechische Glossar der HS e 14 (127) der Biblioteca Capitolare in Monza. 4. A. Buck, Zur Geschichte des italienischen Selbstverständnisses im Mittelalter. 5. M. Delbouille, Notes pour l'histoire des couples français «soz-desoz», «sor-desor», «sus-dessus» et «sous-dessous». 6. H. Flasche, Calderón als Paraphrast mittelalterlicher Hymnen. 7. E. Gamillscheg, Über Präposition und Adverb im Spanischen. 8. H. Hatzfeld, Deuten Stilelemente in Chrétiens «Perceval» auf eine strukturelle Einheit? 9. K. Heisig, Das Rolandslied und Byzanz. 10. U.T. Holmes, The Adventures of Fouke Fitz Warin. 11. A. Junker, Von der Schönheit des Rolandsliedes (O) im Spiegel neuester Forschung. 12. W. Kellermann, Drei Dichter der ältesten portugiesischen Lyrik. 13. W. Krauss, Das Mittelalter in der Aufklärung. 14. B. Migliorini, Il nome «Giuseppe» in Italia. 15. A. Noyer-Weidner, Eine problematische Stelle im Oxforder Roland: Karls Rückkehr aus Spanien (O 3682-3704). 16. A. Pézard, Fractenses? (De vulgari eloquentia, I xi 6). 17. F. Rauhut, Warum wurde Paris die Hauptstadt Frankreichs? 18. G. Rohlfs, Italienisch und Toskanisch («ora» non «adesso»). 19. H. Sckommodau, Das Alexiuslied. Die Datierungsfrage und das Problem der Askese. 20. H. Stimm, Zur Sprache der Handschrift V des Alexiusliedes. 21. G. Tilander, «Die Wissenschaft kann der Papierflut nicht mehr Herr werden» [betreffend afr. «buhotiaus» und die Konjunktion «pour chose que»]. 22. J. Vincke, Europäische Reisen um 1400 im Spiegel aragonesischer Empfehlungsund Geleitbriefe. 23. K. Wais, «Le bien renommé Villon ...» (Selbstironie bei François Villon). 24. H. Weinrich, Zur Etymologie von frz. «félon» 'treulos'. 25. J. Wilhelm, Orpheus bei Dante. - Verzeichnis der romanistischen Arbeiten von Hans Rheinfelder 1926-1962 (von D. Briesemeister).

Zu Nr. 2. Die Untersuchung Bihlers, die die Veränderung in der Geisteshaltung aufzeigt, ist auch vom Stilistischen her interessant. Die Resultate sind als Indizien zu betrachten, die erst in einem größeren Zusammenhang bestätigend ihre Gültigkeit erlangen. Doch ist die Gattung der Fabel als solche eher zwanglos. Dies gilt vor allem für die Prosafassungen, von Steinhöwel bis Lessing und Tolstoi. Entscheidend ist dabei nicht die Kürze, sondern der Mangel an formaler Resistenz, wenn man so sagen darf, die die Gattung dem Dichter entgegenbringt. Diese Auffassung invertierend wurde ihre Schwierigkeit daher auch überschätzt. So lesen wir bei Pietro Pancrazi: «Di tutti i generi letterari quanti sono, la favola sembra nata proprio apposta per far disperare anche lo scrittore più paziente. Quello della favola, è un lavoro che non

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Vgl. R. L. Wagner, *BSL* 59 (1964), 103–106 (nur der linguistische Teil, Nrn. 3, 5, 7, 14, 16, 18, 20, 21, 24). – G. A. Beckmann, *RJ* 15 (1964), 204–209. – H. Lausberg, *RF* 77 (1965), 232–237.

finisce mai. Anche quando lo scrittore crederà di avere, secondo le sue forze, azzeccata una favola (l'invenzione, la morale – e l'espressione, i sali di una favola), basta ch'egli lasci passare un giorno e la riprenda, e subito si avvedrà che la favola è da rifare. E se abbocca all'invito e rifà, lasci passare un altro giorno, e quasi certamente si accorgerà che la seconda stesura ha peggiorato la prima; che ne occorre una terza e così via. »²
Nr. 3. Zum italienisch-griechischen Glossar von Monza jetzt ferner F. Sabatini,

SLI 4 (1964-65), p. 149s.

Nr. 4. Die Gattung des Städtelobs ist auch in Padua vertreten (L. Padrin, Lupati de Lupatis, Bovetini de Bovetinis, Albertini Mussati necnon Jamboni Andreae de Favafuschis Carmina quaedam ex codice Veneto nunc primum edita, Padua 1887 [mein Zettel ist nicht ganz zuverlässig]). Für Pisa im Hinblick auf die Sarazenen auch einige Verse aus der Vita Mathildis, zum Beispiel bei G.B. Pellegrini, RALinc. VIII/11 (1956), 142s. Für Venedig sodann B. Gamba, Serie degli scritti in dialetto veneziano, hg. v. V. Vianello, Venezia-Roma 1959, p. 43.

Nr. 5. Die Untersuchung von Delbouille wird durch FEW 12, 369 (subtus) nicht überholt: es fehlt hier die Frage nach der Qualität des intervokalischen s bei afr. desoz / nfr. dessous etc.

Nr. 8. In der Frage nach dem Verhältnis des Wolframschen *Parzival* zum Roman von Chrétien de Troyes, besonders hinsichtlich der Charakterisierung der beiden Werke durch Bodo Mergell (p. 156), kommt neuerdings Alois Haas zu einer andern Auffassung<sup>3</sup>.

Nr. 12. Bei der Deutung der Gedichte von João Soaires Someso, Bernal de Bonaval und João Garcia de Guilhade ist es Kellermann besonders daran gelegen, die Individualität der drei Lyriker herauszuarbeiten. Zu Beginn seiner Ausführungen bringt der Verfasser einen sorgfältig abgewogenen Überblick über die Chronologie der Lyrik in den einzelnen sprachlichen Domänen, und zwar so, daß er zu weiteren Überlegungen anreizt. Setzt man nun den Beginn der portugiesischen Lyrik ins letzte Viertel des 12. Jahrhunderts, so geht ihr die provenzalische, aus der sie erwachsen ist, ungefähr ein Jahrhundert voraus. «Das bedeutet, daß das Schaffen der meisten bedeutenden Trobadors [mit Ausnahme von Peire Cardenal und Guiraut Riquier] am Beginn der portugiesischen Lyrik entweder ganz oder fast abgeschlossen war» (p. 201). Das interessante Problem besteht für uns darin, daß der Kommentar zur Chronologie im vorliegenden Falle eine für die provenzalische Lyrik einschneidende Wertung voraussetzt. Abgesehen davon, daß einige wichtige Namen aus der Zeit um 1200 rasch zur Hand wären, so denkt man doch sofort an Arnaut Daniel, «miglior fabbro del parlar materno», der in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Aufwertung erfahren hat. Dabei ist allerdings festzustellen, daß diese Wertung für die Herausbildung der literarischen Traditionen nicht in allen Fällen maßgeblich ist. Bei Guiraut Riquier andrerseits, der in einem Kreis mit eigentümlich bürgerlich-rechtgläubiger Amor-Auffassung vertreten ist, sinkt die Chronologie zur vergleichenden Information herab.

Während für Nordfrankreich festzuhalten bleibt, daß sich die Liebeslyrik erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts entfaltet, gibt Italien zu weiteren Überlegungen Anlaß. Zunächst würden wir behaupten, daß mit dem (übrigens traditionellen) Hinweis, der

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Cf. P. Pancrazi, L'Esopo moderno, Firenze <sup>5</sup> 1943, p. 26 s.

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup> Vgl. Alois M. Haas, Parzivals «tumpheit» bei Wolfram von Eschenbach, Berlin 1964; im Anhang: Die Vorprägung von Parzivals «tumpheit» durch Percevals «niceté» in Chrétiens «Conte del Graal», p. 308 bzw. 347s.

älteste lyrische Text in der Volkssprache sei religiös, aus der in sich geschlossenen Tradition der Kunstlyrik unnötig extrapoliert wird. Höfisches Frauenlob italienisch zu schreiben, war im vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts der Einfall eines Notars am kaiserlichen Hof in Palermo. Hier lagen, wie in Umbrien, besondere Umstände vor. Die Aussage, daß in Italien die Liebeslyrik, «fast gleichzeitig beginnend mit der Portugals, anfangs nicht nur die Thematik des provenzalischen Minnesangs, sondern auch seine Sprache» verwendete, sieht Italien zu sehr als Einheit. Die Reihe der italienischen Troubadours nichtprovenzalischer Herkunft beginnt, kurz vor 1200, in Oberitalien, in einem Gebiet also, das kulturell sehr stark nach Frankreich hin orientiert war (wobei die Italiener wohl das ausgeprägteste Sensorium für die Eigengesetzlichkeit und die innere Kontinuität von Gattungen aufgewiesen haben).

Nr. 13. Man vernimmt mit Staunen, daß die moderne Beschäftigung mit dem Mittelalter «mit allen ihren Wurzeln im geschichtlichen Weltbild der Aufklärungsepoche» gründet (p. 230). Außer dem «Eruditismus» des 17. Jahrhunderts dürften auch einzelne Aspekte des Humanismus (besonders im Hinblick auf die Überlieferung der Texte) nicht außer acht gelassen werden.

Nr. 18. Die Gegenüberstellung «Italienisch und Toskanisch» hat, wie Rohlfs selbst anmerkt, etwas Mechanisches. Wichtiger scheint uns beizufügen, daß die Selektion wohl die Schriftsprachenbildung betrifft, in gleichem Maße aber (gerade übrigens bei Dante) auch das Problem der Stillagen aufwirft. Die Kürze vermittelt unklare Vorstellungen. So ist ancoi (4) zwar ein typisch oberitalienisches Wort und wird von Dante in der D. C. dreimal gebraucht, stets im Reim. Aber es lebte zur Zeit Dantes (nach Sapegno, Kommentar zu Purg. XIII 52) auch in der Toskana und war in der vorliegenden Form im Vergleich zu den altoberitalienisch gebräuchlichen Varianten offenbar am wenigsten vulgär. Zudem reimt es sowohl mit offenem, diphthongiertem und nicht diphthongiertem, als auch mit geschlossenem Vokal. Andrerseits ist butirro (9) nicht nur römisch und süditalienisch, sondern entsprechend auch im östlichen Oberitalien vertreten. Es hat somit eine weit größere Präsenz; aber für burro (Inf. XVII 63) ist diese Feststellung unwichtig.

Nrn. 19–20. Der Aufsatz von Sckommodau über das Alexiuslied verliert bestimmt Wesentliches, wenn er einfach auf eine These zurückgeführt wird. Es ist wohl nicht zu bestreiten, daß der manichäische Dualismus in der mittelalterlichen Geisteswelt latent immer vorhanden ist. Es fragt sich nur, wie man die Akzente setzt. Von den Handschriften vertritt L eine insulare Überlieferung. Die wichtige Untersuchung von H. Stimm weist in V – dem A übrigens nahe steht – eine andere, offenbar ursprünglichere Tradition im Südosten des französischen Sprachgebietes auf. Der Gedanke, eine insulare Tradition von der kontinentalen abzuheben, müßte weiter verfolgt werden. Im umgekehrten Sinne liegt eine analoge Situation vor in der Überlieferung der Lais der Marie de France.

Gustav Ineichen

L'humanisme médiéval dans les littératures romanes du XII<sup>e</sup> au XIV<sup>e</sup> siècle. Colloque organisé par le Centre de Philologie et de Littératures romanes de l'Université de Strasbourg du 29 janvier au 2 février 1962, actes publiés par Anthime Fourrier, Paris 1964, 264 p.

Im Vorwort erinnert Fourrier als an einen Vorläufer des Straßburger Kolloquiums an den Zyklus von vier Vorträgen, die 1943 an der «Faculté des Lettres» von Montpellier gehalten und unter dem Titel Quelques Aspects de l'Humanisme médiéval veröffentlicht worden sind (Paris 1943). Während jedoch der Herausgeber dieses Bandes, A. Fliche, den mittelalterlichen Humanismus als «préface de la Renaissance» verstand, hält Fourrier die Frage nach dem Verhältnis des mittelalterlichen Humanismus zur Renaissance anscheinend für négligeable; denn seine Unterscheidung zwischen einem Humanismus im engeren Sinne (la connaissance des auteurs antiques) und in weiterem Sinne (esprit; désir d'imiter les «auctores»; stimulant de la réflexion philosophique) bezieht er auf die französische Literatur vom 12. bis zum 17. Jahrhundert.

Das bedeutet eine Relativierung des Renaissance-Humanismus, wie sie seit jeher in Frankreich beliebt ist (E. Gilson, J. Boulenger, P. Renucci), womit die Grenze zwischen Mittelalter und Renaissance verwischt wird. Angesichts einer solchen Aufweichung der für eine Verständigung über die Vergangenheit notwendigen Periodisierungsbegriffe zeigt sich, wie berechtigt die grundsätzlichen Bedenken gegen die Verwendung des Begriffs «mittelalterlicher Humanismus» sind. Sofern man jedoch diese Bedenken zurückstellt und den im wissenschaftlichen Sprachgebrauch weitgehend eingebürgerten Begriff akzeptiert, ist es unerläßlich, zwischen dem Humanismus des Mittelalters und dem der Renaissance zu unterscheiden. Diesen Unterschied erneut deutlich gemacht zu haben, ist gerade das Verdienst des Straßburger Kolloquiums.

Da dem Mittelalter das Bewußtsein für die zeitliche Distanz zur Antike fehlte und damit auch die Vorstellung von der Antike als einer in sich abgeschlossenen Epoche, beutete man unbefangen die Antike als Fundgrube aus für philosophische und wissenschaftliche Erkenntnisse wie für künstlerische und literarische Themen, Motive und Formen. Eine Reihe instruktiver Beispiele dafür analysiert Jean Frappier in seinen Bemerkungen über die Schilderung des antiken Lebens und der antiken Helden in den pseudo-antiken Romanen und Prosadarstellungen von Themen aus der alten Geschichte (p. 13-51). Die anachronistische Haltung der mittelalterlichen Autoren gegenüber ihren antiken Stoffen offenbart jene Inkongruenz von Inhalt und Form, die nach E. Panofsky die Rezeption der Antike in der mittelalterlichen Kunst charakterisiert. Die antiken Helden treten uns in mittelalterlichem Gewand entgegen. Mit Recht deutet Frappier dieses Phänomen positiv als Ausdruck der in der mittelalterlichen Literatur lebendigen schöpferischen Kräfte. Grundsätzlich zu dem gleichen Ergebnis gelangt Omer Jodogne in seiner Studie über Le caractère des œuvres «antiques» dans la littérature française du XIIe et du XIIIe siècle (p. 55-83). Auf Grund einer Gegenüberstellung der Romanliteratur mit den Fet des Romains weist er nach, wie weit Romancier und Historiker ähnlichen Prinzipien bei der Anpassung, bzw. Umformung der antiken Quellen gefolgt sind.

Wie sich dieser Umbildungsprozeß im Bereich der Mythologie auswirkt, zeigt Erich

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Vgl. A. Buck, Gab es einen Humanismus im Mittelalter?, RF 75 (1963), 213-239.

Koehler an der Funktion des Narziß-Mythos im ersten Teil des Roman de la Rose (p. 147–164): Aus der antiken «fons mortis» wird in der verklärten Welt höfischen Rittertums eine «fons vitae». Der Roman de la Rose gehört zu den bedeutendsten Zeugnissen der allegorischen Literatur in der Volkssprache, deren Umwandlung zwischen 1180 und 1240 Hans Robert Jauss untersucht hat (p. 107–144). Abgesehen von ihrer Bedeutung für die Theorie der Allegorie im Mittelalter sind Jauss' Ausführungen hinsichtlich des Nachlebens antiker Elemente im Mittelalter insofern relevant, als sie den Einfluß des «lateinischen Mittelalters» auf die weltliche allegorische Dichtung zugunsten der aus der Bibelexegese hervorgegangenen religiösen allegorischen Dichtung ganz erheblich einschränken, und das für eine Zeit, die noch zum Teil in die sogenannte «Renaissance des 12. Jahrhunderts» fällt.

Die Eigenart des mittelalterlichen Humanismus veranschaulichen vielleicht am besten die Übersetzungen antiker Autoren; denn an ihnen läßt sich der Vergleich mit den entsprechenden Leistungen des Renaissance-Humanismus am ehesten objektivieren. Was Jacques Monfrin im allgemeinen über mittelalterliche Übersetzungen und ihr Publikum (p. 217-262) und Jean Rychner im besonderen über Bersuires Livius-Übersetzung (p. 167-192) aussagen, stimmt im großen ganzen mit der Feststellung überein, die seinerzeit Gaston Paris in bezug auf mittelalterliche französische Übersetzungen aus dem Lateinischen getroffen hat: «On ne cherchait pas dans les auteurs antiques la beauté de la forme: on ne la comprenait pas. On leur demandait surtout des préceptes utiles de politique, de morale, de stratégie.» Daher scheute man sich auch nicht, den antiken Text nach Belieben abzuändern oder gar aus anderen Quellen zu ergänzen. Selbst Bersuire, der sich mehr als andere um eine wortgetreue Übersetzung bemühte, «ne réussit pas encore à donner l'équivalent de l'œuvre antique dans une langue moderne» (p. 187). In dieser Hinsicht sind die italienischen Übersetzer (und in ihrer Nachfolge die spanischen) den französischen weit voraus. Vom 14. Jahrhundert an entstehen in Italien Übersetzungen, die bereits als humanistische, d. h. den Originaltext in Inhalt und Form respektierende Übersetzungen angesprochen werden können.

Aus dem Selbstverständnis des französischen Dichters im Hochmittelalter ergibt sich, daß die mittelalterliche Einstellung zur Dichtung auch dort, wo sie sich gewisser der antiken Tradition entstammender Vorstellungen bedient, sich wesentlich von dem dichterischen Selbstverständnis der Renaissance unterscheidet. Den Nachweis erbringt Omer Jodogne (p. 87-104), indem er an drei Exkurse von Ernst Robert Curtius aus dem Anhang zu Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter anknüpft (Der göttliche Wahnsinn des Dichters; Dichtung als Verewigung; Dichtung als Unterhaltung). Obwohl - wie schon bekannt - sich vom 11. Jahrhundert an ein Wachsen des dichterischen Selbstbewußtseins in der französischen Literatur und auch anderswo konstatieren läßt, wagt doch ein Benoît de Sainte-Maure, so stolz er auch auf seine Leistung ist, nicht zu behaupten, daß sein Werk ihn überleben wird (p. 89). Autoren wie Grace Brulé und der Châtelain de Couci sprechen weder von sich selbst, noch von ihrem Schaffen oder ihrem Publikum (p. 99). Vergleicht man damit das leidenschaftliche Ruhmverlangen der Renaissance-Dichter, ihr Bedürfnis, die eigene Person in den Vordergrund zu rücken, so wird man sich des Abstandes bewußt, der die beiden Zeitalter trennt.

Ungeachtet dieses ideellen Abstandes sind Mittelalter und Renaissance kraft der historischen Kontinuität durch zahlreiche Beziehungen miteinander verbunden. Ihrer Erhellung gelten zwei Beiträge von Giuseppe Billanovich über die Zusammenhänge zwischen den mittelalterlichen und den humanistischen Bibliotheken, insbesondere der Bibliothek Petrarcas (p. 195–213). Die entscheidende Bedeutung, welche den Bibliotheken für das Aufkommen des Frühhumanismus in Oberitalien und für den Bildungsgang Petrarcas und Boccaccios zukommt, ist gerade von der jüngsten Forschung und hier vor allem von Billanovich hervorgehoben worden. Die wichtigsten unter diesen Bibliotheken sind die französischen, deren teilweise noch aus dem 9. Jahrhundert stammende Schätze von den italienischen Humanisten gehoben werden. Dabei interessieren einen Petrarca bezeichnenderweise lediglich die klassischen Autoren und die Kirchenväter, wohingegen er für die lateinischen Autoren des Mittelalters nur Verachtung übrig hat. Der «fondateur de l'humanisme» (p. 202) zieht eine klare Trennungslinie zwischen dem Fortleben der Antike im Mittelalter und ihrer Wiederbelebung in der Renaissance. Nur wenn man sich dieser Trennungslinie bewußt ist, wird man die Eigenart des mittelalterlichen Humanismus erfassen und seinen schöpferischen Leistungen gerecht werden.

August Buck

\*

Jean Renson, Les dénominations du visage en français et dans les autres langues romanes; étude sémantique et onomasiologique, 2 vol., Paris 1962 (Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège 162), 738 p.

Die im Laufe einer dreizehnjährigen Beschäftigung mit dem Thema entstandene, vor allem in deskriptiver Hinsicht monumentale Arbeit konzentriert sich auf eine erschöpfende Behandlung der galloromanischen – literarischen und dialektalen – Bezeichnungsgeschichte. Überblicksmäßig werden einleitend die lateinischen (p. 76–101) und im 5. Abschnitt (p. 601–652) die gesamtromanischen bzw. nichtgalloromanischen Verhältnisse betrachtet. Die semasiologische Untersuchung der verschiedenen französischen Bezeichnungen stützt sich auf 523 Texte (je an die 2 Millionen Vers- und Prosazeilen) und kann in der Breite der Dokumentation auch ein detailliertes diachronisches Bild der jeweiligen Gebrauchsfrequenz, auch im Vergleich zwischen Vers und Prosa bzw. den einzelnen Gattungen, geben, ein Bild, das durch mehrere Statistiken und Skizzen bereichert ist. Ausführliche Berücksichtigung finden auch die jeweiligen Ableitungen und festen Wendungen.

Die einzelnen Worttypen werden in der chronologischen Reihenfolge ihres Auftretens behandelt (cf. p. 17), wobei allerdings das bereits im Alexiusleben belegte vis (p. 142ss.) vor chiere (p. 105ss., seit Roland) zu stehen kommen müßte. Das rein zahlenmäßig in den mittelalterlichen literarischen Texten vorherrschende vis kann der Verfasser als fast ausschließlich poetischen Ausdruck nachweisen (p. 145), an dessen Frequenz die epische Formelhaftigkeit ganz wesentlichen Anteil hat (p. 146s.). Im semantischen Verhältnis zu visage wird die morphologisch naheliegende Kollektivnuance der Ableitung auch in den ältesten Verwendungen (Roland) entschieden in Abrede gestellt (p. 162s.). Gewiß ergibt sich der Kollektivgehalt aus keiner der angeführten Stellen zwingend; man wird ihn aber ebensowenig immer mit Sicherheit ausschließen können.

Die in ihrer Vielfalt besonders interessante Geschichte von face (p. 226 ss.) zeigt einen wesentlichen, von Renson stark hervorgehobenen Einfluß der biblischen Texte: «C'est le clergé, dépositaire officiel du Livre et de son trésor lexical et sémantique, qui introduit face en français, grâce aux traductions du Psautier, et qui lui garde la valeur

particulière qu'il avait dans la langue de saint Jérôme. C'est cet emploi noble, solennel, dans un texte sacré et intangible, qui, finalement, sauvera face de l'oubli, au moins en français» (p. 662). Für die Ächtung der Form im 17. Jahrhundert, die zu einer dauernden Schwächung führte, macht der Verfasser gegenüber Brunot («probablement Malherbe») die preziösen Kreise verantwortlich (p. 255). Überzeugend ist die Erklärung der Bedeutung façon 'Gesicht' vom Einfluß von face und den metrischen Bedürfnissen bzw. der Formelhaftigkeit her (p. 340 s.).

Die durchgehend befolgte Beschränkung auf die semantisch wirklich eindeutigen Fälle läßt den Verfasser bezüglich der Form figure die moderne Bedeutung 'visage' für alle Belege vor dem 18. Jahrhundert ausschließen. Ebenso werden im Kapitel «Mots divers» die Bedeutungen contenance 'visage' und semblant 'visage' als nicht hinreichend gesichert erwiesen, während der Verfasser andererseits die Reihe der Bezeichnungen um das bisher nirgends verzeichnete visier bereichern kann.

Anschließend an die schriftfranzösischen Bezeichnungen kommen vorwiegend in deskriptiver Manier, aber mit minutiöser Sorgfalt zur Besprechung: die «termes argotiques et familiers» in einer Liste von 66 Formen (p. 445 ss.), die 28 okzitanischen Bezeichnungen (p. 489 ss.) sowie die immense, etwa 70 etymologische Familien umfassende dialektale Vielfalt des galloromanischen Raumes (p. 531 ss.), wobei Renson dem Belgoromanischen ein eigenes Kapitel widmet.

In der relativ recht gedrängten onomasiologischen Betrachtung (p. 659-686) kann der Verfasser auf Grund des eindrucksvoll umfassenden Belegmaterials ein weitestgehend exaktes zahlenmäßiges und graphisches Bild von der jeweiligen Frequenz der koexistierenden Bezeichnungen geben. Aus dem p. 671 gegebenen graphischen Vergleich zwischen epischem und höfischem Wortgebrauch ergeben sich als augenscheinlichste Faktoren das epische Überwiegen von vis und andererseits die beträchtliche Frequenzzunahme von face im höfischen Roman. Nicht hinreichend geprüft scheint uns die Frage nach der Funktion des synchronen Nebeneinanders einer Vielzahl von Bezeichnungsmöglichkeiten, insbesondere in den mittelalterlichen Texten. Die p. 672 ss. aufgeworfene Frage «Synonymes?» (= bedeutungsgleich) wird auf Grund einiger Textstellen, die ein unmittelbares Nebeneinander zweier oder mehrerer Ausdrücke zeigen, entschieden bejaht: «Nous pensons, après des recherches approfondies, qu'aucune des dénominations du visage n'a un sens, une valeur qui lui soit propre et qui l'oppose aux autres. Si, en se fondant sur un exemple, on risque une interprétation nuancée de tel mot, aussitôt l'on constate qu'un autre écrivain l'emploie différemment » (p. 675). Wir glauben, daß diese Feststellung denn doch in irgendeine Beziehung zu der im allgemeinen in Abrede gestellten Synonymie gebracht werden müßte, etwa auf Grund der Scheidung zwischen langue und parole. Die Tatsache, daß bald eine nuancierte Interpretation möglich ist, bald eine «Gleichsetzung» vorzuliegen scheint, läßt in diesem Sinne mit mehr Wahrscheinlichkeit auf an sich vorhandene, in der parole des einzelnen Autors aber bisweilen - etwa aus formalen Erwägungen - aufgehobene Nuancen schließen.

Rensons Werk ist eine Fundgrube. Doch bei aller Bewunderung für den außerordentlichen Arbeitsaufwand meinen wir, daß eine größere Straffung in jeder Beziehung dem Werk nicht nur keinen Abbruch getan, sondern seine Überdimensioniertheit einerseits, seine Disproportioniertheit (493 Seiten über die französischen bzw. galloromanischen Bezeichnungen, 52 Seiten über die übrigen romanischen Bezeichnungen) andererseits überwunden hätte. Aurelio Roncaglia, La lingua dei trovatori. Profilo di grammatica storica del provenzale antico, Roma 1965, 140 p.

Quest'agile volumetto, dal bel titolo e dall'elegante veste tipografica, è nato come una guida allo studio del provenzale e in particolare alla lettura dei trovatori nelle università. I meriti scientifici dell'autore, professore all'università di Roma, non hanno bisogno di essere richiamati qui; vorremmo invece ricordare che dalla scelta della Chanson de Roland (1ª ed. Modena 1940) fino alla recente antologia Le più belle pagine delle letterature d'oc e d'oïl, Milano 1961, il Roncaglia ha fornito anche un'eccellente serie di lavori ad uso delle università e, come si diceva una volta, delle persone colte. Per le sue doti di chiarezza e di sintesi, questa Lingua dei trovatori potrà servire molto bene agli studenti di Filologia romanza, anche se questa prima edizione avrà bisogno qua e là di alcune revisioni, e soprattutto di qualche completamento di un certo rilievo.

Agli Additamenti bibliografici che aprono il manualetto, seguono tre grossi capitoli. Nel primo, sulla Natura e posizione del provenzale, il Roncaglia traccia uno schizzo della storia della lingua d'oc, partendo dalla sua incerta preistoria fino all'età dei trovatori, al Félibrige e alla situazione odierna. Le ragioni di ordine storico e culturale e quelle propriamente linguistiche sono intrecciate abilmente assieme. Una felice innovazione, per un manuale di uso scolastico, consiste nell'aver introdotto la definizione del confine linguistico tra francese e provenzale mediante un fascio di isoglosse. Gli studenti si troveranno così avvicinati a un caso concreto di geografia linguistica; e questo è certo bene, anche se, bisogna dirlo, si tratta di un caso tutt'altro che semplice. Possibili punti di riferimento sono la vecchia ma ancora utile inchiesta di Tourtoulon e Brinquier, Etude sur la limite géographique de la langue d'oc et d'oîl, in Extraits des Archives des missions scientifiques et littéraires, 3° s., t. 3 (1876), e la Grammaire istorique des parlers provençaux modernes, Montpellier 1930-1941, del Ronjat, i cui risultati sono ancora accolti, con poche variazioni, da P. Bec in La langue occitane, Paris 1963 (per gli aspetti metodologici, importante è: W. von Wartburg, Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume, Bern 1950). Ma bisogna dire che i fenomeni scelti dal Roncaglia come distintivi tra francese e provenzale, benché ridotti a sei (e tutti riferiti alla fonetica), rappresentano un elemento di maggior certezza dei 19 punti del Ronjat. È vero che per ottenere un quadro veramente articolato si dovrebbero tracciare isoglosse anche in base a fenomeni morfologici e sintattici (le isoglosse lessicali sono un elemento di molto minor sicurezza). Il Ronjat, a ragione, sottolineava che, distinguendosi dal francese, il provenzale può designare la persona senza il bisogno del pronome, ha libertà di formazione di parole e di derivati soprattutto diminutivali, dispone di una certa libertà anche nell'ordine delle parole, ecc. - ma tutte queste caratteristiche si trovavano anche nell'antico francese. La verità è che nessuna lingua romanza ha mostrato come il francese una così radicale tendenza a innovare dal Medioevo in qua. Chi lavorerà sul piano sincronico, verrà infatti con ogni probabilità a convalidare la previsione del Wartburg: «Au point de vue descriptif, les langues romanes se grouperont en trois familles, dont deux ne se composent chacune que d'un membre, le roumain et le français, tandis que la troisième comprend toutes les autres ... »1

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> L'articulation linguistique de la Romania, negli atti del Congreso internacional de lingüística románica II/1, Barcelona 1955, p. 38. Le affermazioni più decise e originali

Ma a tener presente la storia linguistica, resta ben chiaro che nella fase antica, sotto l'aspetto morfologico-sintattico, nella flessione nominale (e anche, in parte, verbale), nell'uso facoltativo dei pronomi personali, nella relativa libertà nell'ordine delle parole, ecc., francese e provenzale erano ancora molto vicini. Restano costanti invece le discordanze fonetiche; cosicché lo schema del Roncaglia, limitandosi a queste, senza involgersi in una problematica che sarebbe nel manualetto fuori della giusta sede, segue un'ottima via. Ben articolato, e modernamente aggiornato, il sintetico panorama del franco-provenzale, del pittavino (per il quale il Roncaglia accetta i risultati del recente studio dell'Avalle su Cultura e lingua francese delle origini nella «Passion» di Clermont-Ferrand, Milano-Napoli 1962), del catalano e del guascone, cui segue una succinta presentazione delle varietà dialettali del provenzale.

Nel secondo capitolo, Schemi riassuntivi di fonetica storica, l'autore lascia per il vocalismo lo schema tradizionale, consistente nel seguire una dopo l'altra le vocali latine; adottando, come aveva già fatto il Crescini nel suo fortunato Manuale, un metodo più libero e sintetico, ha organizzato la materia con più originalità e in modo, ci sembra, didatticamente più funzionale. Anche per il consonantismo la semplice suddivisione in cinque sezioni, Consonanti iniziali, Consonanti mediane, Nessi consonantici interni, Consonanti finali e infine Particolarità, permette un'ottima e chiara distribuzione della materia.

Negli Schemi riassuntivi di morfologia storica, terzo capitolo del manuale, invece, oltre ad alcune carenze nella sezione dedicata ai pronomi e agli aggettivi, la sezione dedicata ai verbi, con la sua assenza di tavole riassuntive, sia per le coniugazioni cosiddette regolari sia per i verbi forti, risulta difficile alla consultazione e non favorisce una visione d'assieme dell'intero sistema verbale. Manca inoltre un capitolo dedicato alla sintassi. È vero che il limite tra morfologia e sintassi è più che fluttuante, ma nel manualetto alla morfologia sono assegnati i limiti più ristretti. Si verificano così dei veri e propri vuoti (oltre a quelli che citeremo più avanti, andava accennato all'ordine delle parole, alla legge Tobler-Mussafia, ecc.). Chiude un preciso Indice delle voci provenzali.

in proposito risalgono a A. Alonso che ha scritto: «El francés ha desarrollado en su historia tantos y tan extraños caracteres específicos que se opone por sí solo a las otras lenguas occidentales (y aun a todas las románicas)»; e anche: «Por el origen común del sustrato, el provenzal se junta con el francés en oposición (con distingos) a las otras lenguas romances; pero por la totalidad de su historia y por el conjunto de su constitución, el provenzal forma familia con el italiano, el catalán, el castellano y el portugués enfrente del francés ... Dentro de la Romania continua el francés resulta inagrupable» (Estudios lingüísticos. Temas españoles, Madrid 1951, p. 113 e 126).

Espresso nei termini di Trubeckoj e di Jakobson, ciò tornerebbe a dire che, al di là della parentela genetica, un'affinità linguistica, risultante da uno sviluppo parallelo, collega tra di loro le lingue romanze occidentali, che vengono così a formare un'associazione – ma ad esclusione del francese. Il francese forma però (per il contenuto lessicale comune e per i morfemi grammaticali) famiglia con il provenzale (cf. R. Jakobson, Sur la théorie des affinités phonologiques entre les langues, ora in Selected Writings I, 's-Gravenhage 1962, p. 234–46).

Ma naturalmente tali affermazioni, non ancora sostenute da dimostrazioni rigorose, non prospettano per ora che delle ipotesi, per suggestive che esse possano apparire. Avanziamo qui una serie di osservazioni particolari. È superfluo ricordare che i pochi difetti che indicheremo non intaccano il valore del manualetto:

Gli asterischi per segnalare gli etimi non attestati sono stati normalmente tralasciati (salvo da p. 83 in poi, ma per riscomparire poco dopo). Oltre a correggere tōtti in \*tōtti (p. 51 e altrove), ardĕre in \*ardĕre (p. 46), ecc., sarà bene segnalare esplicitamente come del latino volgare forme come perdĕdi (che è attestata) per perdĕdi (p. 52) per non trarre in confusione gli studenti. Bisognerà inoltre citare wardon (come a p. 101) o \*wardare, non wardare, come a p. 58.

Da p. 83 in poi vengono utilizzate le abbreviazioni: n. (= nominativo) e a. (= accusativo), per indicare le forme della declinazione bicasuale. Ma il secondo caso andrebbe naturalmente indicato con o. (= obliquo), come fanno il Crescini e lo Schultz-Gora. Così ci sembra opportuno abbandonare il latino anche per la trattazione dell'articolo: il Roncaglia, conforme alla derivazione, tratta l'articolo determinato nella sezione dedicata ai pronomi (p. 96), quello indeterminato tra gli aggettivi numerali (p. 90), mentre ci sembra che all'articolo andrebbe dedicata una sezione propria. Inoltre sarebbe stato opportuno un cenno sull'uso dell'articolo, cf. Schultz-Gora, § 162–169.

Nella categoria dei pronomi dimostrativi stanno in realtà dei pronomi-aggettivi, come pure nei possessivi: sarebbe stato bene accennarne, e anche dare qualche indicazione sul loro uso (p.es. dell'alternanza lo mieus dans / mos dans, Schultz-Gora, § 119, per non citare che un caso). Anche per gli indefiniti ci sarebbe stato da distinguere aggettivi-pronomi e pronomi. Parecchio ci sarebbe stato da dire sull'uso dei pronomi personali (Schultz-Gora, § 177–78). Ma naturalmente non va dimenticata l'esigenza di brevità del manualetto, e il suo impianto volutamente schematico<sup>2</sup>.

Un'ultima proposta riguarda non esclusivamente la grammatica del Roncaglia:

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Ecco ancora qualche osservazione di minore importanza:

a p. 50: il caso citato di eu,  $ieu < \check{\mathbf{E}}(\mathbf{G})$ o, avrebbe bisogno di un breve commento, dato che  $\grave{e}$  in iato  $\grave{\mathbf{e}}$  seguita da o, mentre l'evoluzione riguarda normalmente  $\grave{e}$  e  $\grave{\phi}$  seguite da i o u in iato (vedi Schultz-Gora, § 22).

p. 75: per -is invece di -ist, come desinenza della 2ª sing. pf., andrebbe riportato un esempio o alla stessa pagina o alle p. 107-109.

p. 77: tra i casi di assimilazione andrebbero richiamati i fenomeni prima citati di cosseil < consilium e donna < domina (p. 72), e riportato anche un caso come assatz < ad-satis (Schultz-Gora, § 63). A proposito di conseil (p. 72), la mancata caduta della -n- andava spiegata con la persistenza di con sentito come prefisso. Analogamente si comporta in, cf. Schultz-Gora, § 66.

p. 87: gli esiti del lat. Flos, Floris sono femminili in tutta la Romania, salvo (e non del tutto) nel territorio italico, mentre il Roncaglia parla di «territorio galloromanzo».

p. 99: ren 'niente' non è solo «espletivo della negazione» (basterà ricordare: car res de tot cant hom dezira non poc conquere ni aver [R. Vidal de Bezedau, Castia-gilos, in Appel, Chrest., no. 5, v. 68-69]; non er d'amor ni de joven / ni de ren au [Guillem de Peiteus, ed. Jeanroy]); la formulazione è dunque parziale.

p. 100: f, per il «nuovo tipo di participio perfetto debole in -utus», bisognerebbe parlare piuttosto di estensione che di novità: il lat. ha argutus, consutus, minutus, secutus, ecc. ecc. (cf. C. H. Grandgent, Introducción al latin vulgar, Madrid 31963, § 438).

p. 112: andava segnalato l'uso dell'ausiliare di esser (Schultz-Gora, § 153, Anglade, p. 317).

molti studi di questo genere si avvantaggerebbero dall'adozione d'una scrittura fonetica. Il Roncaglia, che ha dovuto richiamare più volte esempi di pronuncia italiana, o ricorrere a qualche pesantezza di terminologia linguistica, ne adotta infine una (a p. 79), certo non difficile, ma ad ogni modo non illustrata preventivamente. Era meglio darne un piccolo schema all'inizio, e attenervisi poi per tutto il libro. Purtroppo non si dispone di un sistema di trascrizione universalmente accettato; la grafia dell'Associazione fonetica internazionale, che presenta effettivamente alcuni inconvenienti, non raccoglie sufficienti consensi. Ad ogni modo, l'adozione di un sistema qualsiasi, purché coerente, di scrittura fonetica, costituisce una guida insostituibile alla buona pronuncia; e ha inoltre il merito di rendere sensibile d'istinto lo studente alla convenzionalità di ogni grafia consacrata dalla tradizione, cioè all'esistenza d'un codice grafico ben distinto dal codice orale.

Lorenzo Renzi

\*

Les plus anciennes charles en langue française, t. I<sup>er</sup>: Problèmes généraux et recueil des pièces originales conservées aux Archives de l'Oise, 1241-1286, publié par Louis Carolus-Barré, Paris 1964, CXXII + 333 p. + 8 Tafeln.

Der erste Band einer hoffentlich langen Reihe! Er ist die erste Frucht des naturgemäß auf lange Sicht geplanten Unternehmens, die in einer nordfranzösischen Skripta verfaßten ältesten Originalurkunden, nach dem Vorbild, das Clovis Brunel für den okzitanischen Raum gegeben hat, diplomatisch, paläographisch und philologisch einwandfrei und so gut wie möglich lokalisiert zu publizieren. – Der Verfasser und Herausgeber hat als erstes die Archives de l'Oise in Angriff genommen und legt nun eine Sammlung von 202 Dokumenten (von denen etwa neun Zehntel zum erstenmal veröffentlicht werden) vor, und zwar aus der Zeitspanne von 1241, dem Datum des ältesten vulgärsprachlich redigierten Originals, das in diesem Archiv aufbewahrt wird, bis Ostern 1286.

Nach einer kurzen Darstellung der Quellen und der Regeln, die er bei der Präsentierung der Texte befolgt hat (p. XVII–XXXIV), gelangt Carolus-Barré zu einer Einleitung «Problèmes de critique et de méthode (diplomatique, philologie, linguistique)», p. XXXVIIss., der künftig kein Romanist, der sich mit Urkundensprachen zu beschäftigen anschickt, mehr wird entraten können. Im diplomatischen Teil behandelt der Verfasser zunächst die Unterschiede zwischen «charte» und «lettre», alle die Verfasserschaft weltlicher und kirchlicher Instanzen betreffenden Probleme und zählt damit alle Möglichkeiten auf, nach denen Urkunden klassifiziert werden können. Dann befaßt er sich mit dem Text der Dokumente: inhaltlicher Aufbau, Formeln, Siegel, Zusätze, und gelangt zum Schluß: «Si la substitution du latin traditionnel par la langue vulgaire pût apparaître aux yeux de certains contemporains comme une véritable petite révolution, bouleversant des habitudes invétérées depuis des siècles: nous sommes réduits à le supposer. En tout cas cette 'novelleté', qui se répandit tardivement en somme, et d'abord lentement, n'apporta en fait aucune modification à la structure même des chartes» (p. LXVII).

Es folgt ein besonders für den Sprachwissenschafter wichtiger Abschnitt über die Lokalisierung der Urkunden, ein Problem, dessen Lösung um so kapitaler ist, als in den allermeisten Urkunden der Ort, an dem sie verfaßt wurden, nicht angegeben ist.

Carolus-Barré gibt fünfzehn außerlinguistische Kriterien, nach denen eine Lokalisierung ermittelt werden kann; natürlich wird es immer Fälle geben, in denen man damit nicht zum Ziele kommt. Die linguistische Lokalisierung lehnt er ab: «Tel document aura été écrit en Picardie parce qu'il contient des formes picardes ... tout comme l'opium fait dormir parce qu'il a une vertu dormitive!» (p. LXX). Gewiß wird man nicht aprioristisch das Vorhandensein von pikardischen Formen für eine Lokalisierung eines Dokumentes in der Pikardie als Axiom annehmen können, und selbstverständlich ist es gut, wenn der Sprachforscher auf möglichst gut lokalisierten Texten arbeiten kann, da damit die Zuverlässigkeit seiner Ermittlungen erheblich steigt, doch die Tatsache, daß eine Skripta in der Regel nicht die Mundart einer bestimmten Ortschaft, sondern einer mehr oder weniger großen Zone durchschimmern läßt, also ihrem Wesen nach regional und nicht lokal ist, läßt die Forderung nach möglichst genauer Lokalisierung - so es sich nicht um lexikalische Fragen handelt - doch als weniger zwingend erscheinen, als Carolus-Barré sie hinstellt. Im phonetisch-morphologischen Sektor weisen die Urkunden aus einem größeren zusammenhängenden Gebiet jeweils einen bemerkenswert ähnlichen Skriptahabitus auf, obwohl es Schreibgewohnheiten gibt, die über die Grenzen einer Region hinausgehen, wie wir dies weiter unten an einem Beispiel zeigen werden.

Wenn wir die von Carolus-Barré publizierten Dokumente analysieren, wobei wir nur diejenigen berücksichtigen, die auf dem Boden des heutigen Departements Oise geschrieben wurden, so ergibt sich, daß diejenigen aus dem Noyonnais, dem Vermandois und dem Beauvaisis eine im Gesamtbild «pikardische», diejenigen aus Soissons und dem Soissonnais, Compiègne, dem Valois, Senlis und dem Sellentois, Dammartin, dem Chambliois, dem Vexin français eine im Gesamtbild «franzische» – franzisch im Sinne von «parler de la région parisienne» – Skripta aufweisen¹. Unterziehen wir zunächst letztere einer genaueren Prüfung, so ergibt sich eine relativ große Einheitlichkeit: einige entscheidende Merkmale der Skripta in phonetischer und morphologischer Hinsicht sind bei fast allen Dokumenten dieselben, das heißt, sie treten im wesentlichen eben in «franzischer» Behandlung auf. Betrachten wir, indem wir die Familien- und Ortsnamen, deren Schreibweise bekanntlich oft archaisierenddialektal ist, weglassen, die von Carolus-Barré eindeutig lokalisierten Urkunden² auf ihre hauptsächlichen «Provinzialismen», in der Regel naturgemäß Pikardismen, hin, so ergibt sich uns folgendes Bild:

1) Reduktion von -iee > -ie:

Soissons und Soissonnais: -iee. Compiègne: -iee; Valois: 5 -iee, 3 -ie. Senlis und Sellentois: -iee (Chauscie nur als ON).

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Es bestätigt sich demnach voll und ganz das Kartenbild, das ich auf Grund meiner Urkundenanalysen in meiner von Carolus-Barré in *R* 73, 109–118, so scharf kritisierten *Petite Grammaire de l'ancien picard* auf p. 127 skizziert habe.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Soissons und Soissonnais = 3 Urk. (Nrn. 15, 21, 86); Compiègne = 1 Urk. (Nr. 55); Valois = 22 Urk. (Nrn. 22, 48, 52, 57, 58, 81, 92, 103, 107, 108, 109, 111, 120, 124, 128, 134, 143, 145, 151, 184, 193, 199); Senlis und Sellentois = 20 Urk. (Nrn. 102, 129, 133, 142, 153, 154, 167, 169, 170, 171, 175, 178, 181, 192, 37, 141, 152, 161, 173); Dammartin = 2 Urk. (Nrn. 42, 60); Chambliois = 3 Urk. (Nrn. 41, 84, 188); Vexin français = 2 Urk. (Nrn. 118, 186).

NB. Die Zahl vor der Belegsform bezeichnet die Anzahl der Urkunden, in denen sie vorkommt. Die gelegentlich nach der Form genannte Zahl ist die Nummer der Urkunde.

## 2) Reduktion von ieu > iu:

Soissons und Soissonnais: liu. Compiègne: tonliu. Valois: immer Dieu, aber Mahiu; mieus; 7 liu(s) – 2 lieu, liu und lieu 81, Liu Restoré ON aber lieus 48, Liu Restoré 124, 145, Lieu Restoré 193. Senlis und Sellentois: Dieu; 2 Andrieu, 2 Bertremiu, 1 Mahiu und Mahieu, 2 liu – 5 lieu(s), liex (ON Liu Restoré 175, Lieu Restoré 167). Chambliois: Dieu. Vexin fr.: Dieu; Mahiu(s), Andru; 1 liu – 1 lieus.

3) il + s:

Soissons und Soissonnais: fiuz, aber cis. Valois: 5 fiuz, -s, fix, cius. Senlis und Sellentois: fiuz.

4) -IVU (+ s):

Compiègne: baglif 55. Valois: 1 baillius – 2 baillis; ru < RIVU. Senlis und Sellentois: 1 balliuz, 1 balliuf, 1 baillieu – 6 baillis.

5) 1 + n + w:

überall und immer -in- (cinc, cinquante; vint p.s. 3. P.).

6) Ca:

Soissons und Soissonnais, Compiègne: immer nach franz. Manier. Valois: nur in Nr. 92 findet sich ein Beleg oquoson. Senlis und Sellentois, Dammartin, Chambliois, Vexin fr.: immer nach franz. Manier.

7) c1, e usw .:

Soissons und Soissonnais, Compiègne, Valois, Dammartin, Vexin fr.: immer nach französischer Manier. Senlis und Sellentois: recheu, sonst c 167, 169, 170; redevanche, chens, sonst c 142; che, sonst c 37; Franche, sonst c 181; in allen übrigen Urkunden nach französischer Manier. Chambliois: chaus (< ECCE-ILLOS), ches neben ces 84, in den beiden andern Urkunden nach franz. Manier.

8) -ATICU:

Soissons und Soissonnais: -aige. Compiègne: -age. Valois: 8 -age, 2 -aige; damache 103, aache 143, domaches neben -age 184. Senlis und Sellentois: 10 -age; demache 129, tesmougnaiche neben heritaiges 178. Chambliois: -age.

9) germ. w-:

Soissons und Soissonnais, Compiègne, Valois, Dammartin, Chambliois, Vexin fr.: g(u)-. Senlis und Sellentois: 11 g-; wast, wagest, aber Guillaume 153.

10) -ABILE, -IBILE:

überall -able, -ible. Valois 12 -able, -ible; pasublement 124, 145, connestauble 145.

11) Gleitkonsonanten:

Soissons und Soissonnais: ventrai 15 - voderoient 21 (mit svarabhaktischem e). Valois: n'r: tenront 22, tenroient, manra, conventa 111, reventons 124 - vindrent 151, vindrent, tindrent 199; l'r: vourroient 184; s'r: premmistrent 143, promistrent 151, 199; m'l: ensanble 151, 199. Senlis und Sellentois: n'r: ventons 102, tenront aber vintrent 129, vendra 133, ventont, aber vindrent, tindrent 178, vendredi 192; l'r: vourroit, vourent 175, vourront 178 - defaudroit, voudront 133; s'r: souzmidrent 175, promistrent 178; m'l: ensamble 175.

12) Fem. Artikel, fem. Objektspronomen, fem. Possessivadjektiv:

überall *la* beziehungsweise *ma* usw., nur in Nr. 37 (Valois) kommt einmal *le* (Art.) gegenüber 8mal *la* vor.

13) Mask. Possessivadjektiv:

überall mon usw., nur in Nr. 48 (Sellentois) finden wir men.

14) Demonstrativpronomen ecce-illos:

Soissons und Soissonnais: caus 15, ceaus, -z 21 - ceus 86. Compiègne: ceus. Valois:

ciaux 151, ceaus 143, 181, sonst 14 ceus. Senlis und Sellentois, Dammartin, Vexin fr.: ceus. Chambliois: ciaus 41, chaus 84 – ceus 188.

15) Personalpronomen Illos:

Compiègne: eus. Valois aus 151 - 3 eu(l)s, aus neben eus 108, 184, 199. Senlis und Sellentois: aus 142 - 5 eu(l)s. Vexin fr.: aus 118.

Von den besprochenen Merkmalen sind nur in Zif. 2, 3 und 11 die «nichtfranzischen» Formen vorherrschend.

Vergleichen wir nun die Form der gleichen Merkmale, wie sie sich in den Urkunden des nördlichen Teils der Oise darbietet<sup>3</sup>, so sehen wir, daß hier durchaus «pikardische» Verhältnisse herrschen:

1) Reduktion von -iee > -ie:

Noyon, Noyonnais, Vermandois: immer -ie. Beauvais(is): 8 -ie - 3 -iee.

2) Reduktion von ieu > iu:

Noyon(nais), Vermandois: 1 Diu - 5 Dieu, 8 Mahiu(s) - 2 Mahieu(s), 3 Bertremiu, 14 Bertremil(l) - 1 Bertremieu; 1 mix - 1 mieus; 7 liu(s) - 7 lieu(s). Beauvais(is): 2 Dieu, Diex, 2 Mahiu(s) - 1 Maiheu, 2 Bertelemiu, 1 Bertremil; miex; tonle(u) 66; 3 liu - 11 lieu(s), liex.

3) il + s:

Noyon(nais), Vermandois: 10 fius, fix – 1 fiex, 8 chius – 3 chieus, ciex; chis 155. Beauvais(is): 5 fius, fix – 1 fieuz; chieus; li Goupix PN.

4) -IVU (+s):

Noyon(nais), Vermandois: bailliu. Beauvais(is): 1 baillieu - baillis.

5) 1 + n + w:

Noyon(nais), Vermandois: 10 c(h)iunc, 1 cienk - 1 chinc, 6 c(h)i(e)unquante - 1 cynquante; vinrent, tinrent 139. Beauvais(is): 2 chieunc, 2 ch(i)unquante - 1 cinquante; tinrent 176.

6) ca:

|                            | Noyon(nais), Vermandois: | Beauvais(is): |
|----------------------------|--------------------------|---------------|
| Mehrheitlich Graphie k-    | 1 Urk.                   | 16 Urk.       |
| Pik. und franz. Graphie    |                          |               |
| nebeneinander:             | 21                       | 19            |
| Nur franz. Graphie:        | 17                       | 18            |
| 7) c <sup>1, e</sup> usw.: |                          |               |
| Nur oder mehrheitlich      |                          |               |
| pik. Graphie               | 30 Urk.                  | 41 Urk.       |
| Pik. und franz. Graphie    |                          |               |
| nebeneinander:             | 7                        | 6             |
| Nur franz. Graphie:        | 4                        | 8             |
| 8) -ATICU:                 |                          |               |

Noyon(nais), Vermandois: 11 -age, 4 -aige, beide in 2 Urk. Beauvais(is): 15 -age, 2 -age und -aje, 2 -aige.

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup> Noyon und Noyonnais und Vermandois: Nrn. 31, 62, 64, 74, 82, 104, 140, 146, 147, 166, 8, 14, 16, 28, 38, 56, 71, 72, 75, 76, 79, 88, 106, 115, 125, 30, 49, 50, 54, 63, 69, 70, 73, 94, 105, 117, 130, 139, 155, 157, 201 = 41 Urkunden. – Beauvais und Beauvaisis: Nrn. 1, 4, 5, 7, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 27, 29, 32, 33, 36, 43, 44, 47, 51, 61, 66, 67, 78, 89, 91, 93, 95, 96, 97, 98, 99, 101, 110, 112, 113, 114, 116, 127, 132, 135, 137, 138, 148, 156, 158, 159, 168, 176, 177, 182, 189, 190, 191, 197, 198, 202 = 56 Urkunden.

## 9) Germ. w-:

Noyon(nais), Vermandois: 17 w-, 1 gu-, beide in 2 Urk. Beauvais(is): 16 w-, 9 g(u)-, beide in 2 Urk.

#### 10) -ABILE, -IBILE:

Noyon(nais), Vermandois: 10 -aule - 9 -able, -ible, beide nebeneinander in 3 Urk., amiables, paisiulement 146. Beauvais(is): 15 -aule - 22 -able, estauble(s) 4, 110, wagnales, pardurallement 18; mit offensichtlicher Suffixverwechslung hereditalment 127, iretelment 99. Verschiedene Typen nebeneinander kommen vor in: pardurallement, wagnalles, estaule 17, estauble, -i, wagnaules 44, estaubli, estable 159, araule, estable 202, pasiulement, estable 198.

# 11) Gleitkonsonanten:

|   | Noyon(nais), Vermandois: | Beauvais(is):                           |
|---|--------------------------|---|
| n'r:  | fehlt immer              | fehlt immer, außer<br>tendront 66       |
| ľr:   | fehlt immer              | fehlt immer, außer soudre, voudront 101 |
| s'r:  | premisent 139            | mirent, promistrent<br>176              |
| m'l:  | ensamble 104, 76, 125    | ensamble 47, 137                        |
| 12) Fem. Artikel usw.:<br>nur <i>le</i> (gelegentlich <i>li</i> | 2 1                      |   |
| im Nom. Art.):  | 29 Urk.                  | 35 Urk. (nie <i>li</i> )                |
| le und la nebeneinander:  | 8 8 S                    | 12                                      |
| nur la:   | 3                        | 7                                       |
| nur me usw.:  | 15                       | 20                                      |
| me und ma usw. nebeneinande                                     |                          | 6                                       |
| nur ma usw.:  | 6                        | 10                                      |
| 13) Mask. Possessivadjektiv:                                    |                          |   |
| nur men usw.:   | 14 Urk.                  | 13 Urk.                                 |
| men und mon nebeneinander:                                      | 14                       | 15                                      |
| nur mon usw.:   | 8                        | 22                                      |
| 40.75   |                          |   |

## 14) Demonstrativpronomen Ecce-illos:

Noyon(nais), Vermandois: 36 chiaus oder chaus, 1 ceaus, 4 ciaus; der franz. Typus kommt nie vor. Beauvais(is): 46 chiaus oder chaus beziehungsweise chiax, 4 c(h)eaus, beide Typen in 3 Urk.; 3 ceus beziehungsweise cex; ces 66, 91.

## 15) Personalpronomen illos:

Noyon(nais), Vermandois: 3 iaus, 2 aus; der franz. Typus kommt nie vor. Beauvais(is): 3 aus - 1 eus, beide in einer Urk.

Man sieht, daß die Dokumente aus dem Beauvaisis, wie auch nicht anders zu erwarten ist, mehr «unpikardische» Formen aufweisen als die aus dem Noyonnais; immerhin besitzt diese Skripta schon auf Grund der wenigen in Betracht gezogenen Merkmale einen durchaus «pikardischen» Gesamthabitus. Von der Skripta aus gesehen, stellen wir die Zweiteilung des Territoriums des heutigen Departements Oise fest, die wir auf Grund unserer dialektologischen Kenntnisse zu erwarten haben<sup>4</sup>, was besagt, daß in diesem Gebiet zwei große Schreibtraditionen aufeinanderstießen, die sich wechselseitig beeinflußten. Abgesehen von Einzelheiten und mehr sporadisch

<sup>4</sup> Cf. die von mir erstellte Karte in Orbis 8 (1959), 501.

auftretenden Spezialitäten einzelner Schreiber, ergibt sich klar das «überlokale» Wesen der Skripta.

Auf p. LXXXIII-CVII nimmt Carolus-Barré in umsichtigster Weise die Lokalisierung der 202 Urkunden vor, auf die wir uns im Vorstehenden gestützt haben. Neben nicht genau lokalisierbaren Urkunden sind folgende sowohl außerhalb des Gebietes der Oise als auch dessen der Pikardie verfaßt worden: Nr. 179 in Rouen, Nrn. 6, 65, 162, 174 in Paris oder dessen Umgebung, Nr. 87 in Lüttich oder im Hutois.

P. CVIII-CXII folgen einige Bemerkungen zur Skripta. In Ergänzung zu der weiter oben gegebenen Übersicht seien daraus erwähnt: das Auftreten der Graphie  $ai\ (=oi)$  in einigen Dokumenten des Sellentois und Valois und, vor allem, die eigenartige Mode, das mouillierte l, in erster Linie im Auslaut, mit gl, lg, ilg, lgl wiederzugeben, ganz offensichtlich nach dem Vorbild der Graphien für mouilliertes  $n\ (gn,\ ng,\ ing,\ ngn)$ . Diese Erscheinung ist so interessant, daß sie eine eingehendere Untersuchung verdient. Nachstehend – mit einigen Ergänzungen – die Graphien für mouilliertes l, die sich aus den vorliegenden Dokumenten ergeben, geographisch geordnet:

1) Nichtpikardischer Teil:

Soissonnais oder Valois: welg, avrilg 35. Compiègne: maagles, baglif 55. Valois: conseilg 199, vuel, avril 120, vulelg (sic), baiglie 143, voil 52, consel 92, avril 107, Coilgloles, Coilloles (= ON Coyolles), vueil 193, Nantheulg 22, Auteulg, filg 81, Nantuel 134. Senlis und Sellentois: Denise le Vielg, Juliane la Vielgle, avril 169, avril 170, Blanc Mesnilg 178, courtilg, Trou dou Rooulg 153, courtiglet 154, voil, conseil 37, veuilg, Courteuilg 141. Sellentois oder Beauvaisis: vueil 131, welg, fillie 119, vuegl 194. Gegend von Dammartin: Vinueilg, cortilg 42, veil 60, vuelg 53, Mesnilg 160, Mesnilg, filg, wegle (= veuille) 164, Mesnigl, wegl 165, Menigl, veil 34. Chambliois: vuel 41, weilg 188, conseil 84. Vexin français: woil, weilg, vueilg 186; Vexin normand: weil 123, conseil 144.

Zu dieser Liste wäre noch zu ergänzen: Senlis 1340/41: conseilg, Creeilg, filg, Mailg<sup>5</sup>; 1306: Crelg (= ON Creil)<sup>6</sup>. Pontoise 1283: absoilg; 1310: courtilg<sup>7</sup>; 1317: courtilg; 1318: Pierre de Xantuelg<sup>8</sup>.

# 2) Pikardischer Teil:

Noyon(nais), Vermandois: voeil, Morueill 82, wel, jule (Juliu) 140, conseill 147, wel, avrill 62, Pontruel, consell, avrill 63, well, avrill 64, Brueill, jueill 68, Brueill, juill, vuel, vuell 69, juill 70, vel 14, wielg 28, wiel 38, Bruell, juill 71, juil 72, consell 75, Bruel, Brueil 88, avrilg 106, courtill, avrill 130, vuel 94, Moruel 59, weilg 3 (unsichere Lokalisierung), Bruel 73, Crapaumaisnill 201, conseil 117, avril 105, cortil 139.

In den von mir untersuchten Urkunden von Saint-Quentin $^9$  ist mir die Graphie mit -g- nie begegnet; zwar wird mouilliertes n im Wortauslaut meist als ng geschrieben

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup> Cf. R 21, 627; aus L'assise du baillage de Senlis en 1340 et 1341, p. p. E. de Rozière, Paris 1892.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> L. Carolus-Barré, Les assises de la commune de Senlis 1306, Bull. phil. et hist. du Comité des travaux hist. et scientif. 2 (1960), 723-772.

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Cartulaire de l'Hôtel-Dieu de Pontoise, p. p. J. Depoin, Pontoise 1886, Nrn. 96 und 158.

<sup>\*</sup> Cartulaire des Cordeliers de Pontoise (1252-1588), p. p. L. Pahin, Pontoise 1924, Nrn. 15 und 16.

<sup>9</sup> Archives anciennes de la ville de Saint-Quentin, p. p. E. Lemaire, 2 vol., Saint-Quentin 1888 und 1910.

(zum Beispiel temong, pung < pugnu, jung), das mouillierte l in derselben Stellung jedoch entweder als -il, -ill oder seltener -ll, -l. - Cf. auch Coll. Picardie, t. 295, N. D. Soissons 95, Ham 1296: voeil, courtillet; ibid., t. 302, Noyon 14, 1320: courtill, mill. Im Vermandois wie im Noyonnais scheint diese Graphie demnach nicht heimisch zu sein.

Beauvais(is): well 5, veil, Breteul, Bretuel 10, vuel, jul 11, vuel, juil 12, Bretuell 13, vuel 18, vuel 27, Brethuel 29, Bretuel 33, jul 36, voil, avril 66, Balluel 67, wel, avril 91, Brethuel 95, 97, 98, 99, weilg 113, Brethuel 114, weil 116, wel, consel 127, vuel 135, avril 137, 138, Berthuel 148, wuel 156, Bonnueil, Breteuil 158, Vendeulg, julglet 159, veulg, bailg 168, weil, courtil 176, weilg, avrilg 177, desparenglier (für despareillier; der Schreiber notiert auch monsengneur, tesmoingnaige), wel 189, Vendeul, Bretheul 197, veul, Vendeul, Bretheul 198, veul, Bretheul, Bouneul 202.

Ergänzend für Beauvais<sup>10</sup>: Ende 13. Jahrhundert *Rueilg* (in den anderen Dokumenten *Rueul*, *Rueel*, *Ruiul* = Reuil-sur-Brèche, arr. de Clermont, canton de Froissy, Oise), 1349 avrilg, 1365 perilg, filg, avrilg, Brueulg le Sec, 1366 du Mesnilg, 1370 Aunoeilg, 1390 bailg, avrilg, 1390 Creilg, 1407 Auneuilg.

Amiénois oder Beauvaisis: wel 40, Barneu (= Berneuil) 85, Brethuel, -ueil 100, weilg, consailg, courtilg, avrilg 126, voeil 150. Amiénois, Santerre oder Beauvaisis: Brethuel, weul, consel, courtil 180. Beauvaisis oder Noyonnais: veul 80. Vermandois oder Beauvaisis: vuell 2; Amiénois oder Noyon: veul, courtil, Moreul 163.

In den im Westen angrenzenden Gebieten ist die Schreibweise mit -g- so gut wie unbekannt; man findet kein einziges Beispiel dafür im Cartulaire de l'abbaye de Selincourt, p. p. M. G. Beaurain, Paris 1926; im Recueil des actes des comtes de Pontieu (1026-1271), p. p. C. Brunel, Paris 1930, nur in zwei Urkunden: Nr. 166 (Testament der Königin Johanna aus dem Jahr 1276): vuelg 9mal neben vuel einmal, filg neben fill, aber consel, Mousteruel; Nr. 173 (Kopie aus dem Jahr 1666) 1277: conselg. Die Graphie im Auslaut ist für gewöhnlich -l, obschon die Graphie für mouilliertes n fast immer als -(i)ng erscheint. Bei dieser Graphie scheint es sich um eine Schreibweise zu handeln, die vor allem im französisch-pikardischen Grenzraum eine Zeitlang Mode war. Ob sie von irgendeiner Schreiberschule propagiert wurde, läßt sich schwer sagen. Die stärkste Verbreitung hat sie auf jeden Fall auf der nichtpikardischen Seite. In den pikardischen Kernlanden hat sie, soviel ich aus dem mir zur Verfügung stehenden Material ersehe, nie richtig Fuß gefaßt. Im Norden und Nordosten ist sie ganz sporadisch zu finden; so hat Noël Dupire (Mélanges Haust, p. 135-36) folgende Beispiele beigebracht: Arch. Nord, B 4026, fol. 29 vo (1318): mailge, Arch. Nord, B 4025, fol. 38 (1429): deconseilgié, Ypern 1271 malge, filge11. In einer Urkunde aus Courtrai finde ich 1285 cuilgera<sup>12</sup>. Im nordchampagnischen Raum begegnet man ihr ebenso, wenn auch höchst vereinzelt: 1265 la Chandegliere 'Chandeleur', 1275 averilg13.

<sup>&</sup>lt;sup>10</sup> Cartulaire de l'Hôtel-Dieu de Beauvais, p. p. V. Leblond, Paris 1919, Nrn. 404, 455, 464, 468, 474, 489, 487, 500.

<sup>&</sup>lt;sup>11</sup> Cartulaire de la Prévôté de Saint-Martin d'Ypres, p. p. E. Feys et A. Nélis, t. II, p. 177.

<sup>&</sup>lt;sup>12</sup> Cartulaire de l'ancienne église collégiale de Notre-Dame à Courtrai, р. р. Сн. Mussely et E. Molitor, Gand 1880, Nr. 167 (Original).

<sup>&</sup>lt;sup>13</sup> Documents relatifs au comté de Porcien (1134-1464), p. p. G. Robert, Monaco-Paris 1935, Nrn. 108 (Kopie aus dem 15. Jh.), 116 (Vidimus von 1276). – In den Urkunden von Rethel entdeckte ich jedoch keinen einzigen Beleg. – Ganz selten

Carolus-Barré schließt seine Einführung mit einigen linguistischen Erwägungen (p. CXIII-CXXI). Er verweist dabei erneut auf die Irrtümer, die mir bei der Lokalisierung einer Anzahl Urkunden unterlaufen sind («les conclusions de cet érudit restent trop imprécises [sinon incertaines] »), und nimmt also auch hier meine in R 73 (1952), 509-511, publizierte Rechtfertigung nicht zur Kenntnis, wenn er auch zugibt, daß es mir gelungen sei, eine innere Gliederung der Pikardie auf Grund der Skripta herausgearbeitet zu haben<sup>14</sup>. Wenn der Verfasser die Skripta einiger von ihm innerhalb des pikardischen Raumes nicht genau lokalisierter Urkunden vergliche, beispielsweise Nr. 80 Beauvais oder Noyonnais, 163 Amiénois oder Noyon, 180 Amiénois oder Santerre oder vielleicht Beauvaisis, so müßte er erkennen, daß die Skriptae der genannten drei Urkunden keine entscheidenden Verschiedenheiten untereinander aufweisen, was den besten Beweis für den regionalen Charakter, trotz aller individuellen Schreibgewohnheiten und Inkonsequenzen der Schreiber, liefert. Ich wiederhole, daß hiermit keineswegs eine möglichst exakte Lokalisierung als nicht erstrebenswert hingestellt werden soll, nur ist sie, um eine Skripta in genügender Weise zu definieren, kaum von der entscheidenden Bedeutung, die Carolus-Barré ihr beimißt. Gerade die von ihm gemachte – sehr wertvolle – Feststellung, daß die Graphien jou beziehungsweise ju < EGO und chou < ECCE-HOC (neben je und c(h)e, müßte man beifügen) zwar im Noyonnais, Vermandois und Santerre wie auch im übrigen pikardischen Raum geläufig sind, im Beauvaisis aber nur die Typen je und c(h)e auftreten (immerhin finden wir chou in den Nrn. 114 und 159), spricht ja für den regionalen Charakter der Skripta. - Die übrigen Bemerkungen des Verfassers zur geschriebenen und gesprochenen Sprache, zum Stil der Urkunden und zu den Anfängen der Vulgärsprache als Kanzleisprache sind ebenso lesens- wie beherzigenswert.

Der mustergültigen Edition der Urkunden (nebst Anmerkungen) folgen ein Index der Verfasser und Empfänger der Urkunden, ein solcher der Lokalisierungen und einige ausgezeichnete Faksimiles. Man darf Carolus-Barré zu dieser hervorragenden Leistung herzlich beglückwünschen.

C. Th. G.

begegnet die Graphie auch in der poitevinischen Skripta, allerdings nur in Kartularien, nicht in Originalurkunden, zum Beispiel 1309 boutelgles, Cartulaire de l'Evêché de Poitiers ou Grand-Gauthier, p. p. M. Rédet, Poitiers 1881, II, 8; 1280 weilg, Cartulaire de l'Abbaye de Notre-Dame de la Merci-Dieu autrement dite de Bécheron au diocèse de Poitiers, p. p. E. Clouzot, Poitiers 1905, Nr. 293. — In einem Original aus dem Bourbonnais fand ich 1293 milg 'Hirse', Chartes du Bourbonnais (918–1522), recueil

<sup>14</sup> Es versteht sich von selbst, daß ich längst nicht mehr alles unterschreibe, was ich vor etwa 17 Jahren in meiner altpikardischen Grammatik geäußert habe. Die in absehbarer Zeit erscheinende zweite Auflage wird daher zahlreiche Änderungen nicht nur in Einzelfragen, sondern auch im Prinzipiellen aufweisen.

p. p. J. Monicat et B. de Fournoux, Moulins 1952, Nr. 214.

Henri-C.-M. Van der Krabben, La Bible de Macé de la Charité IV: Ruth, Judith, Tobie, Esther, Daniel, Job (Leids Romanistische Reeks, Deel X/4), Leiden 1964, xxxi + 109 p.

Seit sich Ende des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts vor allem Gaston Paris, Jean Bonnard und Eugen Herzog eingehender mit der gereimten Bibelübersetzung¹ von Macé de la Charité befaßt hatten², war es während über 50 Jahren wieder recht still um dieses monumentale, über 40 000 Verse umfassende Werk geworden, und eine Ausgabe fehlte bis heute. Grund dafür dürften wohl die jeden Herausgeber abschrekkenden Ausmaße des Textes gewesen sein, denn interessant und auch lohnend war die Aufgabe einer Edition immer, und sie ist es bis heute geblieben. Wie wir auf der Umschlagsklappe der Arbeit von Van der Krabben erfahren, ist Prof. J. R. Smeets in Leiden zur Umgehung dieses Hindernisses auf die Idee gekommen, das Gesamtwerk in Tranchen aufzuteilen und diese durch Studenten und ehemalige Schüler in der Form von Doktorarbeiten publizieren zu lassen. Ein solches Vorgehen birgt allerdings die Gefahr einer gewissen Uneinheitlichkeit in der Behandlung des Textes in sich, die nur durch eine äußerst straffe Führung des Unternehmens von seiten des verantwortlichen Leiters in erträglichem Rahmen gehalten werden kann.

Von den sieben geplanten Teilen ist nun als erster die Nr. 4 erschienen, die die Bücher Ruth, Judith, Tobias, Daniel und Hiob umfaßt. Jeder der Teile soll von einer einleitenden Studie begleitet sein, die sich mit einem besonderen Aspekt des Werkes befaßt: im Falle von Van der Krabben war dies die Person des Übersetzers. Macé de la Charité nennt sich selbst verschiedentlich in seinem Werk (cf. p. vii-viii), und von ihm erfahren wir auch, daß er curé von Cenquoinz war. Diese Angaben sind schon Ende des letzten Jahrhunderts richtig interpretiert worden: Macé ist eine Form für Matthieu, La Charité ist mit La Charité-sur-Loire gleichzusetzen, der Ort seiner Priestertätigkeit ist Sancoins, eine kleine Stadt im Berry (Diözese Bourges). Weitere Präzisierungen sind schwierig zu geben, obwohl sich Van der Krabben p. x-xx1 darum bemüht. Ist La Charité-sur-Loire der Geburtsort von Macé, oder trägt er diesen Namen, weil er Cluniazenser und Mitglied der großen Priorei von La Charité-sur-Loire war, der übrigens diejenige von Sancoins unterstand, und von der wohl auch die weltliche Priesterstelle des Städtchens abhängig war? Oder war er ein Zisterzienser aus dem nur rund 25 km entfernten Kloster von Fontmorigny, hat er doch - laut seinen eigenen Aussagen - zumindest den letzten Teil des Riesenwerkes, die Apokalypse, auf Betreiben von Etienne de Corbigny in Angriff genommen, der in zwischen 1283 und 1314 datierten Dokumenten als Vorsteher dieser Abtei erscheint. Die Dinge komplizieren sich noch, weil zwischen 1283 und 1312 ein Maistre Macé de la Charité als königlicher Notar von Sancoins bezeugt ist; er erscheint in 10 Aktenstücken, die der Herausgeber p. xxII-xxXI publiziert3. Van der Krabben vermutet mit guten Gründen, der Priester und der Notar Macé de la Charité seien ein und dieselbe Person, ohne dies jedoch eindeutig beweisen zu können. Auch in bezug auf die Stellung von

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Es handelt sich allerdings nicht um eine eigentliche Bibelübersetzung, sondern um eine auf dem Bibeltext aufbauende, diesen als roten Faden benutzende, fortlaufende Kommentierung.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Cf. die Nummern 20, 21, 23, 25, 27 und 30 in der Bibliographie Van der Krabbens, p. 108–109.

<sup>3</sup> Es handelt sich um 4 Originale und um 6 Kopien.

Macé zu Fontmorigny und der Priorei von La Charité-sur-Loire kommt er zu keinem endgültigen Schluß, scheint aber doch eher dazu zu neigen, unsern Verfasser als Cluniazenser zu betrachten. Seine Beziehungen zur Zisterzienserabtei würden sich in diesem Falle durch die Nachbarschaft, durch sein Amt als Notar (in einem von Macé ausgefertigten Dokument figuriert auch Etienne) und vielleicht auch durch gewisse Spannungen zwischen dem Pfarrer von Sancoins und der Priorei von La Charité-sur-Loire erklären, der er zwei Drittel seiner Einkünfte abliefern mußte. Wie dem auch sei: die Untersuchungen Van der Krabbens lassen die Gestalt von Macé wenn auch noch nicht eindeutig, so doch schon deutlicher in den Blick treten. Seine Bibelübersetzung dürfte um 1300, sicher aber vor 1314 entstanden sein; die erste Jahrzahl ergibt sich aus einer Bemerkung Macés in der Übersetzung der Apokalypse (Li mil ans, qui ja sont passez / et trois cenz ...), der terminus ante quem aus der Tatsache, daß Etienne de Corbigny, der von Macé im Prolog des gleichen Buches erwähnt wird, nach 1314 nicht mehr bezeugt ist.

Herzog, der sich eingehend mit der Sprache von Macé befaßt hat, standen noch zwei Manuskripte zur Verfügung: das Manuskript T (Tours, Nr. 906) und das Manuskript P (B. N. fr. 401); nachdem das erste aber im Zweiten Weltkrieg verbrannt ist, bleibt nichts anderes übrig, als den Text nach der einzigen erhaltenen Vorlage zu publizieren. Zwar wurde versucht, aus den früheren Publikationen alle nur möglichen Angaben über Sonderlesungen von T zu sammeln und für die Edition fruchtbar zu machen - aber gesamthaft gesehen fällt dieses Hilfsmittel kaum ins Gewicht. Unter diesen Umständen mußte es angezeigt erscheinen, für die Etablierung des Textes auf die Hauptquelle von Macé zurückzugreifen: auf die Aurora von Petrus Riga. Der ausgedehnte Vergleich mit der Vorlage erlaubt es Van der Krabben, zahlreiche Emendationsvorschläge zu begründen und auch eine große Zahl von unklaren und schwer verständlichen Stellen zu erklären. Und an solchen fehlt es in der Tat nicht: weist sich Macé in den rein erzählenden Abschnitten auch über einiges Geschick als Übersetzer aus, der sogar verschiedentlich zu fesseln vermag, so übersteigen die scholastischen Erklärungen und Interpretationen eindeutig seine Fähigkeiten; in diesen Abschnitten wimmelt es von Unklarheiten, Widersprüchen, von Unverständlichem und Unverstandenem, der Text ist monoton und langweilig und kann über weite Strecken kaum mehr als genießbar bezeichnet werden.

Was nun die Ausgabe selbst betrifft, so darf zumindest festgestellt werden, daß Van der Krabben äußerst genau und gewissenhaft transkribiert und jede aufgelöste Abkürzung durch Kursivdruck kennzeichnet. Wenn ihm dies F. Lecoy zum Vorwurf macht und den Schriftwechsel als überflüssig betrachtet<sup>4</sup>, so können wir ihm nicht folgen: da nur ein Manuskript vorhanden ist, haben zahlreiche Abkürzungsauflösungen Konjekturcharakter, und dies muß auf eine Art markiert werden. Viel schwerwiegender und sicher eine der größten Schwächen der Ausgabe ist die Tatsache, daß Van der Krabben in den meisten Fällen, wo eine Stelle verdorben ist, diese wie im Manuskript abdruckt, obwohl er die richtige Korrektur kennt und diese im Apparat gibt, cf. 16132 Rub > Ruth, 16168 en > et, 16288 que il > qu'il, 16336 Judic > Judit, 16398 je ay > j'ay, 16400 si dou veoir [ert] grant mervoille, 16521 monde > mont, 16656 Judich > Judith, 16845 tors > jours, 17163 fist > sist, 17355/56 Umstellung der beiden Verse, 17437 et > ot, 17569 Hester > D'Ester, 17794 ne avoit > n'avoit, 17841 Suz > Suz[e], 17943 qu'il ayent > qu'il [n']ayent, 18194 veant (y) en, 18243 (Et) Qui ...,

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Cf. seine Besprechung in R 85 (1964), 548-550.

18324 ... couchez (et) par son delit, 18353 a ire estre > a irestre, 18405 si ot > s'ot, 18429 ce est > c'est, 18473 qu'il > qu[e] il, 18685 bestes > herbes, 18852 Aÿ > Ulaÿ, 18857 hons > bous, 18869 dont > bouc, 18948 C'autres > Que autres, 19045 tes > t[r]es, etc. etc. Für den Leser ist es reichlich lästig, immer zu den Fußnoten Zuflucht nehmen zu müssen, wenn er den Text möglichst rasch durchgehen möchte. Dazu kommt noch, daß Van der Krabben umgekehrt eine Korrektur in den Versen 17371, 17380, 17448, 17673, 17686, 17696/97, 17771, 17882, 18274, 18487, 18510 etc. durchführt: sein Vorgehen ist also reichlich willkürlich, denn nach welchen Gesichtspunkten er die Entscheidung über Eingreifen oder Nichteingreifen fällt, ist unersichtlich<sup>5</sup>. Bedauerlich ist auch, daß dort, wo ein Element eliminiert wird, dieses zwar in runde Klammern gesetzt wird, jedoch im Text selbst stehenbleibt; wieviel angenehmer wäre es, wenn die verderbte Lesung konsequent in den Apparat verbannt würde!

Dieser Apparat nun ist von J. Engels - zum größten Teil mit Recht - aufs schärfste kritisiert worden, wenn er in unsern Augen auch oft zu weit geht 8. Es kann hier nicht darum gehen, seine Vorwürfe im einzelnen zu wiederholen: fest steht, daß der philologische Kommentar oft allzu primitiv, zu sehr auf den Anfänger zugeschnitten ist und Selbstverständliches breitschlägt, und zweifellos geht Van der Krabben in zahlreichen Fällen in der Heranziehung der Aurora (und deren Quellen, wenn ihm eine Stelle der Aurora unklar erscheint) zu weit; dem möchten wir noch hinzufügen, daß die im ersten Teil des zweistufigen Apparates zusammengestellten (meist aus den Publikationen von Herzog stammenden) Varianten bis auf ganz wenige Ausnahmen vollkommen nutzlos sind, da sie rein graphische Abweichungen betreffen. Es fragt sich allerdings, ob wir diese Schwächen der Arbeit voll ihrem Autor zur Last legen dürfen: es handelt sich hier um Fehler, in die jedermann bei seinem wissenschaftlichen Erstling nur allzu leicht verfällt; unsere Vorwürfe müssen sich eher an den Leiter des ganzen Werkes richten, denn für ihn wäre es ein leichtes gewesen, hier korrigierend einzugreifen und seinem Schüler den größten Teil der beißenden Kritik von J. Engels zu ersparen.

An Einzelkorrekturen zum Text und Bemerkungen zum Kommentar haben wir uns notiert: 16243 S'ablee 'moisson' ist wohl eher sa blee zu lesen. – 16284 Es ist nicht usë ert, sondern usé ert zu lesen. – 16288 Der Vers hat eine Silbe zuviel, was – wie Van der Krabben vorschlägt – durch eine Korrektur von que il > qu'il in Ordnung gebracht werden kann; vielleicht ist aber auch der Name Booth hier nur einsilbig zu zählen, wie ja auch sonst verschiedentlich die Silbenzahl ein und desselben Wortes nach den Erfordernissen des Versmaßes fixiert wird, cf. viande (2) und viande (3) etc. – 16343 Et ist gut (nicht en); für die Verwendung von et 'und zwar' cf. Gamillscheg, Hist. fr. Syntax, p. 573s. – 16369 hat eine Silbe zuviel; por kann jedoch nicht eliminiert werden im Ausdruck por veoir, wie Van der Krabben vorschlägt. Jherusalem ist wohl nicht fünfsilbig, sondern viersilbig zu zählen (Jerusalem, cf. auch v. 19164). – 16542 Der substantivierte Infinitiv ist altfranzösisch nichts Besonderes. – 16565–68

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup> Vielleicht besteht trotzdem ein solches Prinzip und wir tun dem Herausgeber unrecht; da jedoch nirgends eine Bemerkung über die Editionsprinzipien zu finden ist (sie wird wahrscheinlich im ersten Band der Reihe folgen), sieht sich der Leser gezwungen, sich selbst so gut als möglich durchzutasten.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> Cf. J. Engels, En marge d'une édition: La «Bible» de Macé de la Charité, N 49 (1965), 104-118. – Bei Engels finden sich auch Beanstandungen der Textetablierung und einzelne Besserungsvorschläge zum Text selbst.

Der Kommentar ist überflüssig: es besteht kein Anlaß, die Verse 16565/6 und 16567/8 zu vertauschen, wenn man 16567 dom als kausal interpretiert (cf. Lerch, Syntax II, p. 103ss.); dafür ist nach 16568 estovoyr ein Punkt zu setzen. – 16590 Et (aufgelöste Abkürzung) ist zu a zu korrigieren: Minuskel-a und die Abkürzung für et (sofern sie mit Querstrich geschrieben wird) sind äußerst leicht zu verwechseln. Cf. 20456 do. -16610 Kommentar: «feiz: ou foiz». Soll das heißen, daß die Graphie nicht eindeutig ist? - 16688 Der zu kurze Vers ist Don je [me] mervoil durement zu korrigieren. -16695 Die Korrektur des Verses kann gemacht werden, wie Van der Krabben vorschlägt; es ist jedoch auch möglich, Sy ay prié dieu tant (de) foies zu lesen, braucht doch altfranzösisch das auf tant folgende Substantiv nicht unbedingt durch de eingeleitet zu sein. – 16716 Que ist hier für den Nominativ qui eingetreten, eine Erscheinung, die sich seit dem 13. Jahrhundert immer häufiger findet und bei Macé auch noch v. 17128 auftritt. - 16761 Par findet sich hier anstelle von por, eine im 13./14. Jahrhundert ebenfalls nicht seltene Erscheinung. - 16832 Es ist wegen der Silbenzahl [[e] orent zu korrigieren. – 16885 Lé (= les): eine Graphie le schiene mir trotz des abgefallenen -s sinnvoller. - 16960 «Ou: probablement au lieu de ot»: nicht ot, sondern out ist die Ausgangsform für ou, das sich durch Abfall von -t erklärt (vgl. quen [quent] 17339; espir [espirt] 20522). - 17001 Wohl besser Strichpunkt als Komma am Ende des Verses. - 17018 und passim: qu' ist nicht «un qui élidé»; es handelt sich vielmehr um ein für den Nominativ qui eingetretenes que, das wie jedes andere que elidiert oder nicht elidiert werden kann (cf. oben, Bemerkung zu 16716). - 17024 Et ist eine durchaus akzeptable Lesung; trotz des lateinischen Textes scheint mir eine Korrektur zu en wenig vorteilhaft. - 17063 (ebenso 20548) Quant ist altfranzösisch in kausaler Funktion häufig und bedarf keiner Erklärung (cf. Lerch, Syntax II, p. 78). - 17077/78 Nach v. 17077 ist ein Punkt zu setzen; fu in v. 17077 ist wohl in Ordnung: wir haben hier eine der im Altfranzösischen häufigen Interventionen des Autors inmitten der direkten Rede seiner Person. - 17179 Es ist Et le fiel gard[e] il a droiture zu korrigieren. - 17225 La fille ist gut; wozu eine Emendation sa in Betracht ziehen? - 17253 E: kann nur für es stehen, und nicht für en, was von Van der Krabben ebenfalls in Erwägung gezogen wird. -s fällt übrigens verschiedentlich in unserem Text: wir haben au (= aus) 16136, 16137, 17653, 17683, 17684, 18149, 18671, 19102, 19744, 19771, a (= as) 17730,le (= les) 16885, 20366, elle (= elles) 19487, eau (= eaus) 19525, manere (= maneres) 17660. Umgekehrt wird es auch parasitär beigefügt: raysons (= rayson) 19129, les (= le) 19466 etc. - 17321/22 Das Reimpaar larmes-termes ist lermes-termes zu korrigieren. - 17339 Quen: die Graphie soll laut Van der Krabben zeigen, daß der Kopist zwischen que und quant schwankte; dies scheint uns an den Haaren herbeigezogen, erscheint doch einerseits a + Nasal in unserm Text häufig als e (cf. auch quent 18083), während andererseits -t verschiedentlich fällt (cf. oben, Bemerkung zu 16960). -17446 Van der Krabben schlägt eine Korrektur que une > qu'une vor, weil der Vers eine Silbe zuviel habe. Dies ist jedoch nicht zwingend: mesnie kann nur zweisilbig gezählt werden, wie sich dies bei Macé öfters bei direkt auf den Tonvokal folgendem -e findet. - 17470 Van der Krabben verweist auf v. 18026, dort jedoch auf v. 17470 (beide Male ohne weiteren Kommentar; es handelt sich um die Verwendung von si = et(cf. Gamillscheg, Hist. fr. Syntax, p. 575). - 17580 Ms. Enjuque eiude la Menor; Van der Krabben schlägt im Gefolge von Herzog eine Emendation enjuqu'en Aise vor, die jedoch wenig wahrscheinlich ist. Ich würde enjugu'(e) e Inde la Menor lesen, wobei e = en, was auch sonst öfters vorkommt. – 17583 Et: es muß sicher en heißen; die Abkürzung ist hier offensichtlich für e (= en, mit Abfall von -n) verwendet worden

und deshalb nur e aufzulösen (ebenso 18780, 19594, 19933). - 17609 Les ist gut; es besteht kein Anlaß, es durch set zu ersetzen. - 17658 Die Stelle ist qui l'uisaint zu lesen, wie dies Herzog tut. uisaint = usoient; l' = l'odor; user 'manger' (oder eher 'schmecken'), cf. Gdf., Dict. VIII, 121; es geht ja gerade darum, daß schon der schöne Anblick und der Geruch sättigen! – 17663 N: Eine Majuskel inmitten eines Verses (nach Pause) bedarf wohl keiner Fußnote! - 17690 enjugu'au sson ist wohl enjuqu'aus son zu korrigieren (Abfall von -s, der auch durch den Reim [17689 li poi(n)sson] gefordert wird). – 17699 est muß nicht unbedingt Fehler für ert sein: es kann sich auch um einen der häufigen, durch ein plötzliches Heraustreten des Autors aus seiner neutralisierten Stellung bedingten Tempuswechsel handeln. - 17702 Warum soll mont ( = MULTUM), das die übliche Form im Manuskript zu sein scheint (wobei allerdings fraglich ist, wie deutlich u und n voneinander unterschieden werden können), nicht möt abgekürzt werden? Die Note ist überflüssig; ebenso 16620. – 17730 A steht nicht für aus, sondern für as (Abfall von -s, cf. 17253), - 17758 Melvoylles: die Vertauschung von l und r findet sich auch in umgekehrter Richtung, cf. Barthasar 18891, 18963. – 17487 Die von Van der Krabben vorgeschlagene Korrektur elles > elle zur Reduktion der Silbenzahl des Verses scheint mir äußerst fragwürdig. Ich würde eher am Schluß von v. 17786 einen Punkt setzen und 17787 schreiben: (Ne) D'elles a lui nulle n'entroit / ... - 17808 cognehue ist nur dreisilbig (cf. 17446 mesnie), weshalb der Vers keine Silbe zuviel hat. - 17832 Das colleuvre betreffende sic in der die Verse 17823-56 betreffenden Anmerkung ist wohl unberechtigt: coleuvre kann altfranzösisch auch eine giftige Schlange bezeichnen. – 17847 Et kann den Hauptsatz auch einleiten, wenn dieser auf einen Relativsatz folgt, und nicht nur nach Temporalsatz (obwohl dies der häufigste Fall ist); eine Korrektur ist nicht unbedingt notwendig, wenn auch die von Engels vorgeschlagene Emendation einen wesentlich eleganteren Text gibt?. - 17918 Nu ist wohl Ne zu korrigieren. – 17937 Der Vers ist in Ordnung: envoye ist nur zweisilbig zu zählen. - 17964 Macier ist zweifellos nach T massecrier 'Henker' zu korrigieren; dann hat der Vers aber eine Silbe zuviel, weshalb ocihyaint wohl durch ocihaint ersetzt werden muß (-ient und -aint sind bei Macé die normalen Endungen für die 3. Pers. Pl. Impf.; -aint findet sich aber nicht nur für -oient, sondern auch für -ent [cf. apraint 16407, eraint 17661, 17673 und passim], und konnte so auch anstelle von -ent in -ïent treten). - 18006 Si (= et) ist gut. - 18172 Par = por, vgl. 16761. - 18200 Frecier: korr. drecier. - 18293 Asoyement ist dreisilbig (vgl. mesnie, cognehue). - 18296 Bourage ist bovrage (= bevrage) zu schreiben; die Übersetzung 'nourriture' im Glossar ist unhaltbar. - 18389/90 Um den Reim sicherzustellen, ist euvre-descouvre in euvre-desco[e]uvre zu korrigieren. – 18499 Bailliage muß wohl bailliage gelesen werden, da sonst der Vers eine Silbe zuwenig hat. - 18582 Überflüssige Fußnote: tant com kann jede Art von konkomitierendem Vergleichssatz einleiten; ebenso 19292. – 18596 E[n]: warum korrigiert Van der Krabben hier, während er sonst abgefallenes -n, -t und -s meist nicht restituiert? - 18601/02 N: Was heißt «le ms. 822 de la Bibliothèque Bodléienne»? Die Bodleiana enthält mehr als eine Handschrift, die die Nr. 822 trägt: es ist auch die Serie anzugeben. – 18630 N: Warum soll qu'il nicht qil abgekürzt werden? Der übergesetzte Strich hat ja keinen eindeutigen Wert, er ist nur Kontraktionszeichen (ebenso Note zu 17953 und 19282). – 18649 Um die notwendige Silbenzahl zu erreichen, ist der Vers T[e] ert et si te reviendra zu ergänzen. - 18914 Escrit mane thechel outot farés: da der Vers zwei Silben zuviel hat, ist zweifellos outot zu eliminie-

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Cf. Engels, op. cit., p. 109.

ren, denn nur mane, thechel und farés werden im Folgenden erklärt. - 18929 Warum E[n]juqu'a korrigieren? (cf. Bemerkung zu 18596). – 18996 detrait und 18999 detraiz sind decrait/decraiz zu korrigieren (cf. auch decrez 19016, decret 19024): c und t sind ja so leicht zu verwechseln. - 19102 Note zu diesem Vers steht zweimal (vor und nach der die Verse 19102-08 betreffenden Note). - 19157 Qui ist nicht = la, wie Van der Krabben meint, sondern Relativum und nimmt escrit (19155) wieder auf. – 19235 Um den Vers zu ergänzen, ist wohl qui [i] avoit zu schreiben. – 19253 Par = por, cf. oben 16761 und 18172; in allen drei Fällen ist der Korrekturvorschlag von Lecoy abzulehnen. - 19241/42 Aprés la vision noesme | Enssit la vision novesme ist unsinnig: novesme ist durch diesme zu ersetzen. – 19305 fehlt keine Silbe: oije ist hier dreisilbig gezählt. – 19318 Que Thechius nous reconte: eine Silbe fehlt; Thechius ist zweifellos durch Theodole (cf. N) zu ersetzen. - 19453 ist si [n']avions zu korrigieren. - 19584 Aus deus ist wohl ans deus zu korrigieren. - 19608 Um die Silbenzahl zu vervollständigen, muß n[e] aores korrigiert werden. – 19826 Fa ist zu fu zu korrigieren. – 19840 Satha[n]: da -n auch sonst fällt, wäre es wohl auch hier besser, nicht zu restituieren. - 19843 und N: Das von Van der Krabben in Betracht gezogene es anstelle von et ist unmöglich; et ist gut. – 19900 Le bien esleü ist gut. – 20057 E[n]: nicht korrigieren. – 20150 Que für quels, oder eher ques: eine Graphie qué scheint mir nicht gerechtfertigt. 20182 Um den Vers zu vervollständigen, ist tant com[ē] en ... zu korrigieren. − 20196 Divi[n]: -n nicht restituieren. - 20280 Afllite: handelt es sich um einen Druckfehler für afflite oder aflite, oder haben wir es mit einem conrrehee 20216, prren 20485 entsprechenden Fall zu tun? - 20458 Ja n'ert nus hom espoentez ist gut; warum eine Korrektur la in Betracht ziehen? - 20522 De steht nicht für dou, sondern für del (Abfall von -l, cf. auch osté 16248, 17210, 17730, 20146 sowie 19569 N). - 20579 Der Vers ist in bezug auf die Silbenzahl in Ordnung und eine Korrektur troblez > trobles überflüssig: -z ist nur eine Graphie für -s, cf. auch 20581 tu escriz und passim.

Die Ausgabe schließt mit einem vollständigen Namenindex und einem – allerdings nur vier Seiten umfassenden – Glossar. Korrekturen und Berichtigungen zu diesem sind schon von Engels und Lecoy zusammengestellt worden<sup>8</sup>; wir haben ihnen nichts Weiteres beizufügen. Dagegen möchten wir doch die Frage stellen, ob es nicht vernünftiger gewesen wäre, Wörter- und Namenverzeichnis bis zum Abschluß der Publikation aller sieben Teile hintanzustellen, um dann in ihnen das Gesamtwerk zu berücksichtigen; bei dem jetzt eingeschlagenen Weg wird man einmal die gewünschten Elemente an sieben verschiedenen Orten zusammensuchen müssen!

Peter Wunderli

\*

Gunnar Tilander, Traductions en vieux français de Dancus Rex et Guillelmus Falconarius (Cynegetica 12), Karlshamn 1965, 64 p.

Nachdem Gunnar Tilander 1963 die lateinischen Fassungen der Falknereitraktate Dancus Rex, Guillelmus Falconarius und Gerardus Falconarius erstmals in kritischer Ausgabe publizierte<sup>1</sup>, 1964 die lateinischen Texte von Grisofus Medicus und Alex-

<sup>&</sup>lt;sup>8</sup> Cf. Engels, op. cit., p. 109-110; Lecoy, op. cit., p. 550.

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Cf. Gunnar Tilander, Dancus Rex, Guillelmus Falconarius, Gerardus Falcona-

ander Medicus zusammen mit drei altitalienischen Übersetzungen des ersten und einer altfranzösischen des zweiten folgen ließ², liegen nun als 12. Band der Cynegetica-Reihe auch die altfranzösischen Fassungen der beiden an erster Stelle genannten Rezeptsammlungen vor. Da von den 14 Handschriften, in denen der lateinische Dancus überliefert ist, deren 11 auch Guillelmus enthalten, zudem die zwei Traktate durch den Prolog des Guillelmus direkt miteinander verbunden werden³, kann es nicht erstaunen, daß in den beiden auf uns gekommenen altfranzösischen Übersetzungen ebenfalls beide Texte berücksichtigt werden.

Das erste der beiden Manuskripte, die unsere Traktate enthalten, ist die Nr. fr. 12581 der Bibliothèque Nationale. Dancus (D I) und Guillelmus (G I) figurieren inmitten anderer Werke (Saint Graal, Chansons von Thibaut de Champagne, Trésor von Brunetto Latini etc.). Ihr Text steht der lateinischen Handschriftengruppe BEFMOUZ nahe (dem schlechteren – aber weiter verbreiteten – der beiden Überlieferungsäste), und in besonderem Maße dem Manuskript E (Modena, Biblioteca Estense, Nr. 15), ohne jedoch direkt auf dieses zurückzugehen. Was die Entstehungszeit der Übersetzungen betrifft, so fehlen genaue Angaben; doch steht zumindest fest, daß diese vor dem 19. August 1284 angefertigt worden sein müssen, findet sich dieses Datum von der Hand des Schreibers doch am Ende der Kopie des Trésor von Brunetto im gleichen Manuskript. Die von Tilander p. 7–9 zusammengestellten dialektalen Züge machen eine Übersetzung im nordfranzösischen Raum wahrscheinlich, am ehesten in der Pikardie; doch fehlen Züge, die stärker nach Osten und nach Westen weisen, nicht.

Auffällig an dieser ersten Übersetzung ist zuerst einmal die sehr häufige Bewahrung von lateinischen Wörtern, Satzbruchstücken und auch ganzen Sätzen. Tilander meint p. 6 hierzu, der Übersetzer habe offensichtlich Schwierigkeiten gehabt, den technischen Wortschatz ins Französische umzusetzen. Dies stimmt zweifellos für einzelne Fälle; aber kann man lateinische Einschübe wie ... va a la court le roi Danci (D I Prolog [25]), et puis met in ampulla vitrea (D I 14 [5]), done li mangier carnem urcinam et pecorinam (D I 22 [2]), si oig le gant cum muscato (D I 31 [13]), li done carnem caprinam ablutam en medecine (G I 3 [4]) etc. auf diese Weise erklären? Wir glauben es kaum; der Latinismus ist hier in erster Linie Stilistikum, ein Element, um den Ton zu heben und dem Traktat einen gelehrten Anstrich zu geben<sup>4</sup>. Darauf weist auch die Tatsache hin, daß in D II und G II solche Einschiebsel kaum vorkommen: es dürfte also nur in einer geringen Zahl von Fällen das Fehlen einer französischen

rius. Les plus anciens traités de fauconnerie de l'Occident publiés d'après tous les manuscrits connus par G. T. (Cynegetica 9), Lund 1963. – Vgl. unsere Besprechung VRom. 24 (1965), 315–323.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Cf. Gunnar Tilander, Sources inédites des Auzels Cassadors de Daude de Pradas: Grisofus Medicus, Alexander Medicus, deux traités latins de fauconnerie du XII e siècle publiés avec des traductions en vieil italien de Grisofus et une traduction en vieux français d'Alexander par G. T. (Cynegetica 10), Lund 1964. – Vgl. unsere Besprechung VRom. 25 (1966), 98–103,

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup> Vgl. Cynegetica 9, 5–7 und 118–119.

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Cf. zu diesem Problem auch Otto Müller, Das lateinische Einschiebsel in der französischen Literatur des Mittelalters, Zürich 1919, vor allem p. 96 ss. und passim, sowie Paul Zumthor, Un problème d'esthétique médiévale, l'utilisation poétique du bilinguisme, MA 15 (1960), 301–336 und 561–594.

Entsprechung gewesen sein, das den Übersetzer zum Latinismus zwang; er bevorzugte diesen normalerweise vielmehr in freier Wahl.

In bezug auf die Ausgaben und ihren Apparat wären folgende Bemerkungen zu machen:

- D I Prolog (19) Et en l'autre jor li commança a demander qu'i[l] li plaisoit lat. Et quando venit in mane, cepit interrogare quid placeret. Die Emendation qu'i[l] ist abzulehnen: qui ist hier gleich ce qui zu setzen, was altfranzösisch nicht selten ist. Wir haben vielmehr im gleich in § 20 folgenden ce qu'il vos plaist (Antwort von Dancus auf die Frage von Gallatianus) ein sich vom 13. Jh. an häufig findendes parasitäres (rein graphisches) l', weshalb quil geschrieben werden sollte (vgl. noch lat. Quicquid tibi placet).
- D I 4(5) El, se tu voiz quod digerat, il est sains. El ist wohl Druckfehler für et?
- D I 20(2) les penne[s]: es läßt sich darüber streiten, ob der graphische Abfall des lautlich verstummten auslautenden -s emendiert werden soll, wenn die Klarheit des Textes dies nicht unbedingt erfordert (cf. auch unten).
- D I 23(3) ... et la garde d'aigue que il n'i touche iqui lat. et custodias eum ab aqua ne tangat ibi. Im Apparat bemerkt Tilander, wir hätten hier wohl in i und iqui eine doppelte Übersetzung von ibi. Dies ist nicht ausgeschlossen; immerhin besteht aber die Möglichkeit, daß ni gelesen und dieses gleich ne gesetzt werden muß, besteht doch gerade im Pikardischen eine gewisse Tendenz, vortoniges e auch unabhängig von palataler Nachbarschaft zu i zu schließen<sup>8</sup>.
- D I 23(7): Man kann wohl nicht mit Tilander (Apparat) sagen, der vollständig lateinisch gehaltene § 7 gebe den Text der lateinischen Fassungen schlecht wieder: es handelt sich einfach um einen verderbten lateinischen Text.
- D I 31(11) Et einsis les porras avoir sains, et saches bien que il sont li meillor faucon qui soient el monde – lat. Et si potes eos habere sanos, scias bene quod ... (EMNPTV sic, neben andern Abweichungen). Tilander bezeichnet das zweite et als superflu; dies mag zur Not bei bedingendem Vordersatz wie in der kritischen lateinischen Fassung

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup> Kritischer Text nach *CNPTVXY*, cf. *Cynegetica 9*, 48; vgl. auch den Text von *E*, ibid. p. 56. – Von der wohl auf einen Schreibfehler in der Vorlage des Übersetzers zurückgehenden Abweichung *honors-odoribus* sei hier abgesehen.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> (Ce) qui für das neutrale (ce) que als Subjekt findet sich seit der ältesten Zeit, cf. Foulet, Petite Syntaxe, § 249.

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Für den Verlust von finalem -l nach i bei vorkonsonantischer Stellung im Satz cf. Pope, From Latin to Modern French, §§ 841 und 1204.

<sup>8</sup> Vgl. Gossen, Petite Grammaire de l'ancien picard, § 35.

angehen<sup>9</sup>; wird lat. si jedoch durch sic (frz. einsis) ersetzt, ist der Einschub dieses zweiten et folgerichtig.

- G I Prolog (4) Guillaumes li fauconniers, qui fu norriz en la court le roi Rogier, qui puis demora molt avec son fil, (et) ot un maistre qui ... Tilander unterdrückt dieses et, was uns jedoch nicht zwingend scheint (cf. N 9).
- G I 5(3) ... pran la coste dou porcel salé sanz char et le met en miel bouli ... Tilander bezeichnet le für la als erreur: le für la ist im Pikardischen, Normannischen und Anglonormannischen jedoch weit verbreitet<sup>10</sup>.
- G I 19(5) qu'i[l] art: infolge des bereits N 7 erwähnten Verlustes von -l nach i ist eine Restitution wohl überflüssig eine Graphie qu'i scheint uns genügend klar.
- G I 34(7) Quant tu le gietes as oisiaus, (et) garde que ... lat. Quando proicis eum ad avem, cave ... Tilander unterdrückt wiederum fälschlicherweise das den Hauptsatz einleitende et.

Die zweite altfranzösische Übersetzung von Dancus (D II) und Guillelmus (G II) findet sich in dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Manuskript fr. 25342 der Bibliothèque Nationale. Im Gegensatz zu D I und G I haben wir es hier jedoch nicht mit vollständigen Übersetzungen zu tun: es handelt sich nur um einzelne Paragraphen, die mit einer Reihe von andern Rezepten bunt vermischt sind. Der Text steht wiederum der Gruppe BEFMOUZ nahe, diesmal besonders der Handschrift U (Rom, Vaticana, Ms. reg. lat. 1446), geht aber wiederum nicht direkt auf sie zurück<sup>11</sup>. Über die Entstehungszeit äußert sich Tilander nicht, doch dürfte auch diese Übersetzung dem 13. Jahrhundert angehören. Die Sprache der Übersetzung ist im wesentlichen franzisch, wie Tilander p. 32 richtig bemerkt; doch fehlen immerhin einige Züge nicht, die sonst eher in westlichen Dialekten begegnen; ob sie dem Autor oder einem Schreiber zuzuweisen sind, ist nicht auszumachen. So haben wir zum Beispiel sehr häufig -ll- für intervokalisches -l-, cf. D II 16(10), 16(27) oyseller, 14(5) fiolle, 15(3) coulle, 16(5) solleil, 22(1), 22(2) malle, 24(3) poullés etc., für -r- findet sich -rr-(arrain D II 31[9] und passim), für -n- -nn- (plainne D II 24[3], mainne D II 34[7] etc.). Anstelle von -ai- (= e) haben wir a in D II 22(3) ale, umgekehrt aber -ai- für -ain G II 20(3) faice (= fasse)12. Für auslautendes -e findet sich einmal -a (passa D II 27(5))13. Ohne behaupten zu wollen, den Text mit diesen Elementen bereits sicher lokalisieren zu können, zeigen sie doch, daß nicht alles rein franzisch ist.

Zu den Texten und ihrer Etablierung und Kommentierung wäre zu bemerken:

– D II 16(11) voy[s], 18(3) long[s], 18(6) pourra[s], 18(7) doy[s], G II 35(10) voise[s], 36(2) gecte[s]: in all diesen Fällen restituiert Tilander das gefallene -s im Auslaut, bei D II 13(4) tier (= tiers) verzichtet er dagegen darauf. Wir würden lieber auf die Restitution überhaupt verzichten, spiegelt sich hier doch graphisch das lautliche Verstummen von auslautendem und vorkonsonantischem s; die Erscheinung findet ihren

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup> Für die Einleitung eines nachgestellten Hauptsatzes durch et cf. Foulet, Petite Syntaxe, § 421; Gamillscheg, Historische Syntax, p. 574.

<sup>&</sup>lt;sup>10</sup> Cf. Gossen, Petite Grammaire, § 63; Menger, The Anglo-Norman Dialect, p. 116; Pope, From Latin to Modern French, § 1320/XII.

<sup>&</sup>lt;sup>11</sup> Cf. Cynegetica 9, 19 und 123; Cynegetica 12, 39 (19[6] Apparat).

<sup>&</sup>lt;sup>12</sup> Vgl. für die beiden Erscheinungen Menger, Anglo-Norman Dialect, p. 45 und 43; für den Ersatz von ai (e) durch a cf. auch Wunderli, Etudes sur le Livre de l'Eschiele Mahomet, Winterthur 1965, p. 35.

<sup>&</sup>lt;sup>13</sup> Cf. Menger, Anglo-Norman Dialect, p. 65; Wunderli, Etudes, p. 36.

Niederschlag auch im Auftreten von parasitärem s in den betreffenden Stellungen: les (= le) D II 19(4), mesgres D II 31(7), maisgres D II 34(1).

- D II 17(2) Et sont faulcons de moult de natures, une nature qu'ilz oysellent de gresse, l'autre qu'ilz oysellent de maigresse. Tilander korrigiert zweimal zu qui oyselle. Wozu auch? Die Konstruktion mit Plural ist vollkommen korrekt, nur muß man in ihr einen Konsekutiv- und nicht einen Relativsatz (wie in der lat. Vorlage) sehen (ils sont de [une] nature que ...).
- D II 19(4) ... et luy en oing les piez quatre foiz le jour et les metz au solleil lat. ... et mitte eum ad solem. Kommentar von Tilander: «les metz (les piez) erreur pour le (illum - nämlich den Falken)». Wir sehen in les nur einen Fall von parasitärem s (cf. oben).
- D II 22(2) Quant tu vuelx nourir faulcon ou aultre oiseau de proye sans malle nature –
  lat. Quando aliquis vult nutrire falchonem parvulum sine vitio ... Tilander spricht von
  mauvaise traduction; es dürfte sich doch einfach um eine abweichende Vorlage handeln.
- G II 35(3) qu'i[l] pert: wie G I 19(5) kann auf die Restitution von l verzichtet werden.
   G II 35(4) ... ne pert pas sa voulenté du prendre s'il mengeu du sang. Die normale Form im Manuskript ist mengeue: handelt es sich hier um einen Druckfehler oder um einen Abfall von -e (den wir sonst jedoch nicht festgestellt haben)?

Diese nur Detailprobleme betreffenden Einwände sollen den Wert der vorliegenden Publikation nicht schmälern. Zwar sind die Texte weder von literarischem noch von medizinischem Interesse: für die Geschichte der Veterinärterminologie im Mittelalter, für die lexikalische Forschung sind sie jedoch von höchster Bedeutung, vor allem auch deshalb, weil sie dieser durch ein ausführliches, 15 Seiten umfassendes Glossar (bei 37 Seiten Text!) bereits erschlossen sind.

Peter Wunderli

\*

Geneviève Massignon, Les parlers français d'Acadie, 2 vol., Paris s. d. (1962), 980 p.

Diese stattliche Arbeit stellt den Versuch dar, den Wortschatz eines Teiles der französischen Sprache in Kanada, nämlich die der alten Provinz Akadien, die den modernen Provinzen Neubraunschweig, Neuschottland und der Prinz-Eduard-Insel an der atlantischen Küste entspricht, zu erfassen. Es ging der Verfasserin vor allem darum, die dialektale Herkunft dieser Sprache und das Ergebnis ihrer Anpassung an die Gegebenheiten der Neuen Welt festzustellen. - Ein sehr ins einzelne gehender historischer Überblick gibt eine Besiedlungsgeschichte dieses Gebietes durch französische Kolonisten von 1605 an und ihre Auseinandersetzung mit den Engländern und beleuchtet die Herkunft der französischen Bevölkerung Akadiens. Eine Liste von 76 hauptsächlichen Familiennamen erfaßt 86 Prozent der gegenwärtigen französischsprechenden Bevölkerung (Minderheit von ca. 280000 Seelen gegenüber 960000 Englischsprechenden im gleichen Gebiet). Der Großteil der französischen Kolonisten stammt aus Poitou, Aunis, Saintonge und Anjou. Daten über die Ausdehnung des Gebietes, die Bodenbeschaffenheit, das Klima und die Wirtschaft (Forstwirtschaft, Fischfang, Ackerbau und Viehzucht; wenig Industrie) geben ein Bild von der Umwelt dieser Siedler.

Trotz der gesetzlichen Gleichstellung beider Sprachen wird in der Praxis das Englische auf Kosten des Französischen vor allem im Schulwesen staatlich gefördert. Auch gesellschaftlich und politisch befinden sich die frankophonen Akadier in einer schlechten Lage. Die Sprache des einfachen Mannes ist arm, durchsetzt von Anglizismen und charakterisiert durch eine Fülle nautischer, veralteter und provinzieller Ausdrücke. Die Anglisierung ist in den Städten viel weiter fortgeschritten als auf dem Lande; die Verfasserin beschränkte sich daher bei ihrer Untersuchung auf die ländliche Sprache. Die befragten Sujets waren meist betagt (Durchschnittsalter 65 Jahre) und konnten weder lesen noch schreiben. Die Enquête wurde an 18 Punkten durchgeführt, die alle wesentliche Agglomerationen französischsprechender Akadier darstellen; diese bilden nämlich kein geschlossenes Siedlungsgebiet, sondern mehr oder weniger große Inseln inmitten der englischsprechenden Bevölkerung. Es ergab sich dabei eine verblüffende Einheitlichkeit des akadischen Idioms, namentlich in Neubraunschweig. Die wenigen Unterschiede sind besonders in der Phonetik und, in etwas geringerem Maße, im Wortschatz spürbar, während Morphologie und Syntax im allgemeinen einheitlich sind.

Das Fragebuch für die anschließende Wortschatzstudie – eine Auswertung des Materials in phonetischer, morphologischer und syntaktischer Hinsicht wird von der Verfasserin für später versprochen – umfaßt 1941 Begriffe, die in drei Sektionen gruppiert sind:

- I. Die nordamerikanische Natur (Land und Meer, Klima und atmosphärische Erscheinungen, wild wachsende Pflanzen, Wald und Forstwirtschaft, Landtiere und Jagd, Wassertiere und Fischfang).
- II. Die Anpassung an den Boden; landwirtschaftliche und häusliche Arbeiten (Bearbeitung des Bodens, Grenzen, Wege, Fahrzeuge, landwirtschaftliche Geräte, Küche und Ernährung, Maße).
- III. Der Mensch als Einzel- und Gesellschaftswesen (Körper und körperliche Tätigkeit, Kleidung, Verwandtschaft und Lebensalter, Gefühlsleben, Charakterzüge und Erziehung, Brauchtum und Unterhaltung, Religion).

Da es völlig unmöglich erscheint, dieses reichhaltige Material im einzelnen durchzubesprechen, möge hier nur der schematische Aufbau der einzelnen Artikel angeführt werden: Auf jeden Begriff folgen die akadischen Varianten und zu jeder Variante, wenn möglich, alte schriftliche Belege des Ausdrucks und anschließend Vergleiche mit (alten) französischen und dialektalen Formen. Als letzter Punkt folgen moderne schriftliche Belege aus dem gesamten französischsprechenden Gebiet Nordamerikas.

## Ein Beispiel für alle:

Begriff 1665: manteau (cf. p. 631 und 635s.):

## Akadische Varianten:

- kàp (an den P. 6 [Frauen] und 11 [Frauen und Männer]).
   In Frankreich: cape 'manteau à capuchon que portaient les hommes et les femmes'.
- 2) kapó (an den P. 1, 2, 6, 17, 18 [Männer]). Alte Belege: In Beschreibungen und Memoiren des 17. und 18. Jahrhunderts kehrt der Ausdruck capot in dieser Bedeutung wieder, zum Beispiel 1665: «Reglement pour la traite des sauvages par M. de Tracy: un grand capot = 3 castors, un moyen capot = 2 castors, un petit capot = 1 castor.» 1755: «(A Québec) il y a ordinairement 80 séminaristes ou



pensionnaires qui portent des habits uniformes, c'est à dire un capot blanc à la canadienne».

In Frankreich: capot 'vieilli; sorte de manteau à capuchon'. In der französischen Matrosensprache: capot 'espèce de pardessus ou de paletot à capuchon que portent les matelots contre la pluie et le froid'. Es folgt eine Reihe von dialektalen Belegen dieses Typus aus dem Loudunais, Bas-Maine, Pays de Bray, Rennes, Poitou und Berry.

Moderne Belege für capot in der Provinz Quebec, in Carleton und Akadien.

- 3) mãtố (an den P. 1, 2, 17, 18 [Frauen] und 5, 7, 8, 11, 12, 15, 16 [Männer und Frauen]).
- 4) rabá (an den P. 9 und 11 [Frauen]). Zugleich auch mit der Bedeutung 'veste' an den P. 6, 7, 8, 10, 12, 13, 15.

In Frankreich: rabat 'pièce de toile, de dentelle, qui se rabat sur le haut de la poitrine'.

Abschließend versucht die Verfasserin eine kurze Charakteristik der akadischen Sprache auf Grund der Ergebnisse ihrer lexikalischen Untersuchung. Zunächst im Vergleich mit den Dialekten Frankreichs. Es existieren im Akadischen ungefähr 300 Archaismen (altfranzösische und mittelfranzösische), von denen die meisten auch in den Dialekten des Mutterlandes weiterleben; ferner eine Reihe veralteter Ausdrücke wie aveindre, fiance, quérir; volkstümliche Ausdrücke: barrer la porte, espérer 'attendre', homme 'mari' usw., aber kein Argot. Ungefähr 100 Ausdrücke haben eine von der normalen (französischen) abweichende Bedeutung, zum Beispiel châssis 'fenêtre', la vase 'boue'; vor allem gibt es viele Wörter für neue Begriffe (Klima, Flora, Fauna, amerikanische Gebräuche), sei es durch Bedeutungsübertragung (mortoise 'Loch im Eis'), sei es durch Adaptierung französischer Bezeichnungen (lézard für 'salamandre', cormier für 'sorbier' usw.). Konservatismus einerseits und Adaptierung an die neuen Gegebenheiten anderseits charakterisieren das Akadische im Vergleich mit dem Französischen.

Groß ist die Anzahl der Dialektismen: Es gibt nur wenige aus der Pikardie (zum Beispiel boboche 'matrone', raccroc 'renouvellement d'une fête') und aus den ost-französischen Mundarten (niochon, in Akadien 'dernier-né', crâler 'craquer'). Etwas mehr stammen aus dem Anjou (zum Beispiel chaudet 'ivre', fourgailler 'tisonner') und aus der Normandie (bleuet 'airelle du Canada', écale 'écaille', crique 'dent de lait'). – Im großen ganzen sind die Mundarten des Nordwestens Frankreichs weit weniger gut vertreten als im übrigen Kanadischen; bei den westlichen Mundarten Frankreichs südlich der Loire ist es gerade umgekehrt (cf. p. 735). – Besonders zahlreich sind die Dialektismen aus Poitou und Charente: aplangir 'aplanir', renfermis 'clos', métiver 'moissonner', jotte 'joue', attiner 'taquiner', pilot 'tas', pourcille 'marsouin', seuillet 'seuil' usw.

Auf dem Gebiet der Flora und Fauna, der Forst- und Landwirtschaft mußte sich das Akadische neuen Gegebenheiten anpassen. Es wurden einerseits typische Kolonisationstermini geschaffen, wie foudrillement 'tempête de neige', suisse 'écureuil rayé', désert 'essart', oder aber Entlehnungen aus den Indianersprachen vorgenommen, zum Beispiel pimbina 'viorne', ouraon 'grenouille-bœuf'.

Nach einer kurzen Erörterung der Unterschiede zwischen dem Akadischen und dem Kanadischen (Sprache der Provinz Quebec in erster Linie) gibt die Verfasserin eine Übersicht über die wichtigsten Ausdrucksmittel der akadischen Mundarten, deren

Wortschatz trotz eines gewissen Reichtums auf einigen Gebieten - so entspricht beispielsweise dem fr. boue akadisches vase, bouete, bouse - ziemlich beschränkt ist. Einerseits fehlen abstrakte Ausdrücke, anderseits aber auch manche französische Grundwörter wie toit, fenêtre, tiroir, robinet usw.: toit entspricht ak. couverture ('Bettdecke' = couverte), fenêtre = châssis, tiroir = tirette, robinet = champleure usw. -Dies alles führt zur Polysemie vieler Wörter; so bedeutet butin 'Stoff, Kleid, Wäsche, Möbel', auch 'Produkt' ganz allgemein; vaillant heißt 'gesund, energisch' und 'aktiv'; ein Verbum wie haler hat die Bedeutungen 'ziehen, (aus-) schöpfen, mit- (herbei-) führen, weg- (zurück-)ziehen' sowie 'schwer arbeiten'. Die lexikalische Armut wird durch Ableitungen mit Hilfe von Prä- und Suffixen auszugleichen versucht: die wichtigsten Präfixe sind é-, dé-, en- und re-. Neubildungen sind unter anderem: décobir 'redresser ce qui est cobi (bosselé)', éferdocher 'couper les ferdoches' usw. Das Präfix re- dient oft zur Verstärkung: rouvrir 'ouvrir', renerfs 'nerfs'. - Die Zahl der lebendigen Suffixe ist naturgemäß weit höher als die der Präfixe. Hier die wichtigsten Nominalsuffixe: -is (renfermis 'parc à petit bétail'), -on, -erie, -ière, -age, -oué (= fr. -oir), -eux (= -eur); diminutiv -iche, -ichon, -ot, -otte, -et, -ette; pejorativ -ard (choquard 'boudeur'), -asse (neuillasse 'jeune bétail') usw. Bei Verbalableitungen wird entweder die Endung -er angehängt (papiéter 'tapisser') oder -éyer (pellèyer 'remuer à la pelle'); lebendig ist auch -zir (beauzir 's'éclaircir'; diminutiv -ailler, -iller, -iner, -oter, -ocher; pejorativ -osser, -ouiller, -asser (cf. p. 744ss.).

Relativ groß ist die Produktivität an Metaphern, sowohl für neue Begriffe (graines de corneille 'camarine noire') als auch für Ausdrücke aus dem täglichen Leben, zum Beispiel für jemanden, der im Begriff ist einzuschlafen: il plante des clous, il cogne des piquets, il penche, il plonge. – Eine weitere Quelle bilden die Neologismen und Anglizismen, die sich teilweise überschneiden. Der Einfluß des Englischen macht sich seit dem 18. Jahrhundert bemerkbar (cf. p. 750): boss 'patron', stouque aus stock 'moyette', watcher aus to watch 'veiller'. Syntaktische Anglizismen sind hingegen äußerst selten (zum Beispiel combin c[e que] t'es vieux? 'how old are you?'). Trotz des Übergewichts des Englischen auf schulischem, administrativem, politischem und sozialem Gebiet scheint die Existenz des Französischen in Akadien nicht gefährdet zu sein.

Den Abschluß des Werkes bildet eine umfangreiche, nach Sachgebieten geordnete Bibliographie: 1) Dokumente über Neufrankreich 1534–1763; Reiseberichte und unveröffentlichte Archivakten, 2) Werke ab 1763, die die französische Sprache in Nordamerika betreffen: historische, demographische und linguistische Abhandlungen, 3) Arbeiten über galloromanische Dialektologie. Ein alphabetischer Index schließt diese schöne Arbeit ab; sie hat das Verdienst, einen ersten Eindruck von einem wenig bekannten Gebiet zu vermitteln, und bietet reichliches Material für eingehendere Studien, denn die Ergebnisse, die die Verfasserin selbst aus ihren Untersuchungen zieht, sind eher summarisch. Sehr begrüßenswert wäre daher das Erscheinen der angekündigten Auswertung in phonetischer, morphologischer und syntaktischer Hinsicht.

C. Th. G.

\*

Maurice Grevisse, Problèmes de langage, troisième série, Gembloux 1964, 364 p.

Wie in den beiden vorangegangenen Bänden (1961 und 1962) behandelt Grevisse eine Reihe syntaktischer und lexikalischer Probleme der französischen Sprache. Gestützt auf seine große Erfahrung und im Sinne des Leitmotivs, das alle seine Arbeiten bestimmt («Ceux qui veulent combatre l'usage par la grammaire se moquent», Montaigne, Essais III, 5), entscheidet er von Fall zu Fall, ob diese Konstruktion oder jener Ausdruck korrektes oder mögliches Französisch darstellen. Eine kleine Musterkollektion soll den Leser dieser Rezension dazu animieren, das Werk selbst zur Hand zu nehmen.

Syntaktische Fragen:

 Der Modus nach jusqu'à ce que¹: Die Klassiker unterschieden noch zukünftige und daher eher unsichere Ereignisse von vergangenen durch den Gebrauch des Konjunktivs im ersten und des Indikativs im zweiten Falle. Im modernen Gebrauch scheint sich eine servitude grammaticale im Sinne einer obligatorischen Setzung des Konjunktivs nach jusqu'à ce que herausgebildet zu haben, aber doch nicht ganz, wie Glättli bereits dargetan hat. Grevisse empfiehlt, den Konjunktiv immer dann zu verwenden, wenn eine Absicht erst verwirklicht oder ein Ziel erst erreicht werden muß, im umgekehrten Falle ist der Indikativ ohne weiteres möglich ... und auch naturgemäß. - 2. Davantage, davantage que und de: Es stimmt nicht, wenn «Scheuklappengrammatiker» behaupten, davantage könne nur in einem absoluten Sinne, d. h. ohne Ergänzung, verwendet werden. Davantage que mit der Bedeutung 'plus' oder 'plus longtemps' findet sich häufig bei den Klassikern und wurde von vielen der besten Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts wieder aufgenommen. Davantage de jedoch ist veraltet und daher zu vermeiden. - 3. Entre chaque: Die puristische Regel, daß auf entre immer eine Ergänzung im Plural oder zwei Ergänzungen im Singular folgen müssen, wird durch das Beispiel guter Autoren widerlegt. Eine Wendung wie entre chaque mot ist daher völlig korrekt, genau wie après chaque mot. Der umgangssprachliche substantivische Gebrauch von chaque für chacun ist in die Literatursprache kaum eingedrungen. – 4. Je fus le saluer: Diese Wendung, die von guten Autoren für j'allai le saluer gebraucht wird, ist durchaus akzeptabel. Die parallele spanische Konstruktion fui a saludarlo zeigt übrigens, daß es sich hier nicht nur um eine französische Erscheinung handelt. - 5. Il s'en est allé - il s'est en allé: Grevisse bricht eine Lanze für letztere Form mit der Begründung, man habe früher auch il s'en est fui gesagt, und heute sei nur il s'est enfui korrekt. - 6. Der Modus nach ordonner que, décréter que usw.: Volitiv gebraucht regieren diese Verben den Konjunktiv; deklarativ gebraucht den Indikativ, da das Resultat als schon aktualisiert betrachtet wird. Grevisse hätte in diesem Zusammenhang auf den Artikel K. Baldingers über dasselbe Problem<sup>2</sup> hinweisen sollen. Dieselbe semantische Nuancierung und der damit verbundene Moduswechsel können auch bei anderen an und für sich volitiven Ausdrücken wie consentir, prendre garde, vouloir, empêcher, (il) n'empêche que eintreten<sup>3</sup>. - 7. Une diable (ou: diablesse) de femme, une espèce de nain: Frage der Genusanpassung des ersten an das zweite Element derartiger Konstruktionen. - 8. N'avoir d'égal que ... Ein weiteres Übereinstimmungsproblem. In Sätzen wie son zèle n'a d'égal(e) que sa

 $<sup>^{1}</sup>$  Man lese auch den aufschlußreichen Artikel von H. Glättli,  $RLiR\ 24$  (1960), 69–89, den Grevisse lobend erwähnt, über dasselbe Thema nach.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Der Modus nach den Verben der behördlichen Willensäuβerung in der französischen und gaskognischen Urkundensprache, in Festschrift E. Gamillscheg, Tübingen 1957, p. 43–69.

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup> Cf. H. Glättli, De quelques emplois du subjonctif en français moderne, RLiR 28 (1964), 273-289.

bonté kann die Übereinstimmung mit dem ersten und dem zweiten Vergleichselement erfolgen, je nach Standpunkt. Bei verschiedenem Numerus ist die zweite Möglichkeit vorzuziehen. - 9. Préférer mit zwei Infinitiven: Entweder mit der Präposition à: Je préfère mourir à trahir, oder etwas schwerfälliger: Je préfère mourir plutôt que (de) trahir, oder endlich Je préfère mourir que (de) trahir. - 10. Par trois fois: Diese Wendung hat neben einfachem trois fois deswegen Daseinsberechtigung, weil sie Anordnung, Verteilung und unmittelbare Wiederholung ausdrückt, während trois fois die reine Dreimaligkeit des Vorganges bezeichnet. - 11. Depuis le balcon: Ein weiteres Präpositionenproblem. Der allgemeinen Tendenz temporaler Präpositionen folgend, auch lokale Beziehungen auszudrücken, kann auch depuis in diesem Sinne verwendet werden. - 12. Commencer à oder de: Die Regel, commencer à drücke Fortdauer und eine ansteigende Handlung aus und commencer de die Dauer bis ans Ende und eine absteigende Handlung, wird durch den allgemeinen Gebrauch nicht bestätigt. Vielmehr scheinen euphonische Gründe maßgebend zu sein. - 13. Surtout que: Ein Beispiel für die unaufhaltsame Entwicklung der Sprache ist der neuere Gebrauch von surtout que mit kausalem Sinn, also für surtout parce que, d'autant (plus) que, der von den Puristen verdammt wird, sich heute aber schon durchgesetzt hat. - 14. Je le (ou: lui) vois lever la main: Es geht um die Konstruktion des Subjekts eines Infinitivs, der von einem Verbum der Wahrnehmung oder von faire, laisser abhängt. Wenn der Infinitiv nach einem der genannten Verben keine Ergänzung besitzt, dann steht sein Subjekt im Akkusativ. Folgt ein Akkusativobjekt, so steht das Subjekt des Infinitivs entweder im Dativ oder im Akkusativ. Sind jedoch sowohl das Subjekt des Infinitivs als auch das Akkusativobjekt Personalpronomina, so steht ersteres obligatorisch im Dativ, also: On le lui fit bien voir. - Außerdem werden folgende syntaktische Probleme behandelt: par contre, par ailleurs, je sors d'en prendre, considérer quelqu'un coupable, c'est «le combien» aujourd'hui? u. v. a. m.

## Lexikalische Fragen:

1. Ausdrücke für 'in Ohnmacht fallen': syncope ist ziemlich häufig, doch allgemeiner wird faiblesse verwendet (il est tombé en faiblesse, une faiblesse l'a pris usw.). Etwas weniger häufig ist s'évanouir, avoir un évanouissement. Literarisch sind die Ausdrücke tomber sans connaissance, tomber en (oder avoir une) défaillance und défaillir, archaisch sind tomber en pâmoison, (se) pâmer, die auch ironisch verwendet werden. Populär sind tourner de l'œil und tomber dans les pommes. Das Verbum faiblir ist in dieser Bedeutung noch nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch gedrungen. - 2. Farfelu: belegt bei Rabelais mit der Bedeutung 'prall, fett'. Es handelt sich wahrscheinlich um eine Abart des alten Eigenschaftswortes fafelu aus dem 16./17. Jahrhundert, das wiederum, nach Dauzat, unter dem Einfluß von fanjelue (fanjreluche) aus spätlat. famjaluca < gr. pompholyx 'Wasserblase' (cf. FEW 9, 144-145) entstanden ist. Dieses Wort, das lange Zeit verschollen war, wurde 1928 von Malraux wieder aufgenommen mit der Bedeutung 'frei erfunden'; heute verbreitet sich das akustisch expressive farfelu immer mehr im Sinne von 'phantastisch, komisch, verdreht'. - 3. A Dieu vat!: Seemannsausdruck mit der Bedeutung 'Gott befohlen!'. Die Form vat dürfte, obwohl es sich um einen Imperativ handelt, das -l unter Einfluß der alten 3. Person des Präsens (va[i]t), aber auch auf Grund des Einflusses der Frageform va-t-il erhalten haben. -4. Toilette impeccable: Trotz des Sträubens der Puristen hat sich impeccable in der Bedeutung 'tadellos, einwandfrei' nicht nur in Verbindung mit Personen, sondern auch mit Sachen durchgesetzt. - 5. Poster une lettre: Poster hat sich neben mettre (jeter) à la poste seit dem Ende des 19. Jahrhunderts dank seiner Klarheit und Kürze in der Geschäfts-, Umgangs- und zum Teil auch Literatursprache durchsetzen können. – Ferner werden besprochen: réticent, -ence; point, pointre, pointer, pointer; mappemonde, globe terrestre; dépenses somptuaires und faire confiance.

Einmal mehr beweist Grevisse seinen offenen Sinn für Entwicklungen in der lebendigen Sprache, doch spielt natürlich bei den meisten dieser Fragen subjektives Ermessen eine gewisse Rolle. Wann ist ein Gebrauch so allgemein, daß er als «bon usage» bezeichnet werden kann? Welche Wendung ist bei unterschiedlichem Gebrauch durch gute Autoren vorzuziehen? Hier feste Kriterien zu finden, wird immer schwerfallen.

C. Th. G.

\*

CLAUDE CUÉNOT, Le style de Paul Verlaine, 2 vol. polycopiés, Paris 1963, 582 p. et 5 p. de suppléments.

L'ouvrage de M. Claude Cuénot porte sur l'œuvre poétique de Verlaine antérieure à 1885; il néglige donc toute sa production en prose, ainsi que sa poésie «de basse époque», l'une et l'autre de mince valeur littéraire.

Pour définir l'objet de son investigation, l'auteur s'est servi d'une citation de Paul Valéry présentant l'écrivain comme un «agent d'écarts» par rapport à l'usage commun de la langue: il se propose «d'étudier cet 'écart' que constitue le style poétique de Paul Verlaine».

La démarche de l'auteur nous montre que, par «écart», il n'entend pas exclusivement «innovation» ou «modification»; il s'agit autant et davantage du choix – dans les ressources linguistiques offertes au poète – des moyens propres à rendre sa vision intérieure: choix de mots, d'expressions figurées, de constructions syntaxiques, de sonorités.

Mais ces questions n'occupent que les cinq premiers chapitres de l'ouvrage; le chapitre VI est consacré à la rime, et presque tout le second volume, chap. VII-XI, étudie la métrique. Le chapitre XII présente une analyse des variantes de *Crimen amoris;* enfin, dans la conclusion qui forme le chapitre XIII, l'auteur s'applique à définir, à partir des données acquises en cours d'étude, la personnalité artistique de Verlaine.

Le livre de M. Cuénot déborde donc largement l'étude du style conçu comme l'emploi des ressources linguistiques par l'écrivain; il s'occupe autant et davantage de problèmes de technique poétique et d'esthétique littéraire. Pour rester dans nos compétences et dans le cadre général de cette revue, nous nous attacherons surtout à sa première partie.

M. Cuénot commence par étudier «la représentation du monde concret dans la poésie verlainienne», en d'autres termes il fait l'inventaire du vocabulaire relatif aux différentes sensations. Nous apprenons ainsi que les sensations organiques internes exprimées par Verlaine sont essentiellement passives: «vertiges, énervements, écœurements, ivresses, extases, pâmoisons». Parmi les sensations externes, ce sont évidemment celles de l'ouïe et de la vue qui jouent le plus grand rôle. Sensible aux inflexions de la voix humaine, Verlaine l'est encore davantage à la musique vocale et instrumentale: les titres tels que La Bonne Chanson, Romances sans paroles, Ariettes oubliées sont suffisamment suggestifs. Il a une préférence pour les instruments anciens et «leurs sonorités grêles et délicates», pour le mode mineur, pour la musique en sourdine; mais, parfois, il se plaît à évoquer aussi des sons aigus et stridents.

Constatations semblables en ce qui concerne les impressions visuelles: Verlaine aime le rose et le gris, les demi-teintes, les lumières douces et troubles, le brouillard, la fumée, les reflets sur l'eau; mais cela ne l'empêche pas de noter des oppositions violentes de couleurs ou de lumières et d'ombres.

Le chapitre II, le plus volumineux du livre, est divisé en deux sections. Dans la première, intitulée «Les sources du vocabulaire verlainien», l'auteur étudie les créations lexicales de Verlaine et essaie de déceler, à travers le vocabulaire, les influences subies par le poète: influence des langues étrangères, essentiellement latin et anglais; influences littéraires: romantisme, Parnasse, Baudelaire, Rimbaud, les auteurs précieux; enfin, influence du christianisme. Dans la seconde section, «L'atmosphère affective du vocabulaire», est examiné l'emploi stylistique de différentes catégories de mots: mots techniques, mots appartenant traditionnellement au style de la poésie (charmeresse, purpurin, firmament, ramures, etc.), mots nobles, mots dérivés, archaïsmes, mots familiers et vulgaires, enfin - catégorie la moins bien définie mais la plus intéressante - «mots vagues évoquant une idée de fragilité». Nous retrouvons là le même ordre de faits que dans le vocabulaire des sensations: amour de ce qui est voilé, petit, léger, fragile, «sens poétique du fané, du vieillot et du suranné», prédominance de l'imagination et du rêve, nervosité proche de la neurasthénie (avec des mots significatifs comme langueur, blême, moite, blafard), tristesse, enfin sentiment de solitude et besoin d'affection et de consolation, caractérisé par des mots comme doux, bercer, dorloter.

Après l'inventaire des mots, l'auteur en vient à celui du langage figuré de Verlaine: déplacements de sens, transferts de sensations, différentes catégories de métaphores et de comparaisons. Le fait le plus intéressant à relever ici est sans doute ce que M. Cuénot appelle «impropriété ou halo sémantique», et qui «consiste à modifier arbitrairement le sens d'un mot pour lui en donner un nouveau, parfois assez vague et difficile à déterminer» (p. 167). L'exemple classique est celui des «masques et bergamasques». L'interprétation de M. Cuénot, «personnage dansant une bergamasque», est sans doute la bonne; mais il a raison d'ajouter qu'«en fait, à la première lecture, on ne sait pas ce que cela signifie exactement, et c'est ce qui fait le charme de l'expression» (p. 168–169).

Dans le chapitre IV, consacré à la phrase de Verlaine, M. Cuénot montre, d'une part, la prépondérance des constructions nominales, fait général dans la langue littéraire de la seconde moitié du XIX° siècle; d'autre part, il étudie les atteintes à la syntaxe traditionnelle, atteintes dont le résultat extrême est une phrase inorganique, composée d'éléments entièrement indépendants. Parmi les types de phrase propres à notre poète, il faut noter surtout, d'une part, la description en forme d'indications scéniques (par exemple dans Nuit du Walpurgis classique ou dans Effets de nuit); d'autre part, la phrase à répétitions, dont l'exemple le plus frappant est fourni par Soleils couchants, et dont l'emploi est en rapport étroit avec la technique verlainienne du refrain. La démolition de la phrase classique entreprise par Verlaine lui sert, comme son vocabulaire, à provoquer des «effets de brouillage et d'indécision», à «rendre les états les plus fugitifs», à créer cette atmosphère de demi-obscurité qui est une des marques essentielles de sa poésie.

Ce ne sont pas seulement les mots et les constructions qui contribuent à ces effets, mais aussi les sonorités. M. Cuénot groupe sous une rubrique générale de «rime intérieure» les différents types et combinaisons d'assonances et d'allitérations; puis, dans un paragraphe inspiré en grande partie de Grammont, il étudie la valeur expressive

des sons chez Verlaine. Mais le développement le plus intéressant, à notre sens, concerne le refrain, dont Verlaine a su tirer des effets remarquables. Le refrain ne se limite pas chez lui à la répétition régulière d'un vers ou d'une strophe: il peut être beaucoup plus subtil et consister dans le retour de certains mots ou expressions, retour créant un effet de variations sur un thème musical: témoin le poème «L'espoir luit...» de Sagesse.

Les conclusions du chapitre sur la rime rejoignent celles des chapitres précédents. Verlaine, malgré les déclarations de l'Art poétique, n'a pas fait réellement la guerre à la rime, et il l'a même défendue contre les excès des vers-libristes; lui-même rime en général correctement et avec facilité. Il a voulu simplement «rendre un peu la rime assagie», lui enlever l'importance excessive que lui attribuaient les Parnassiens: il ne recherche pas la rime riche, «il préfère les sonorités voilées, tout ce qui est en demiteinte est pour lui l'art suprême» (p. 294).

Comme l'assourdissement de la rime, l'enjambement atténue ce que le rythme du vers peut avoir de trop peu fluide, de trop net et marqué. Aussi Verlaine l'a-t-il pratiqué constamment et avec virtuosité. A la limite, l'enjambement produit chez lui une désarticulation complète du vers, les pauses rythmiques ne correspondant jamais à des pauses syntaxiques. «Dans l'ensemble, conclut M. Cuénot, le vers n'a pas d'influence sur la phrase verlainienne, qui s'y plie quand elle veut ... et qui le plus souvent se déroule avec une complète liberté, avec le plus complet dédain des contraintes rythmiques » (p. 330).

Des chapitres suivants, qui étudient la métrique de Verlaine, nous ne retiendrons que deux faits. Le premier, c'est la désarticulation de l'alexandrin. Héritier des romantiques, Verlaine pousse plus loin leurs expériences: déplacements de la césure, rythme ternaire régulier ou non, enfin alexandrins si dépourvus de rythme «qu'ils n'ont du vers que l'apparence». Le second fait, c'est l'importance des mètres courts et impairs. Non pas l'importance numérique, car l'alexandrin, l'octosyllabe et le décasyllabe sont les vers les plus fréquents de Verlaine; mais l'importance artistique, car ce sont ces mètres-là que Verlaine manie avec le plus de virtuosité et qui lui ont permis d'écrire quelques-uns de ses poèmes les plus parfaits.

L'historien de la langue a, dans l'ouvrage de M. Cuénot, à la fois beaucoup à glaner et de quoi être déconcerté. A force de fixer son attention sur la valeur esthétique des mots et des expressions, l'auteur ne distingue pas toujours clairement ce qui, dans la langue de Verlaine, est bien commun, de ce qui constitue son apport personnel. Ainsi, dans la première section du chapitre II, il y a un déséquilibre manifeste entre les quatre paragraphes qui traitent successivement des néologismes, des mots composés, des déplacements de catégorie grammaticale et enfin des emprunts au latin. Dans le premier, M. Cuénot s'en tient strictement aux créations attribuables à Verlaine; il semble même trop sévère, écartant, sans nous en dire la raison¹, des mots que n'a relevés, à la même époque, ni le FEW, ni aucun dictionnaire français:

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> M. Cuénot se borne à dire qu'il a consulté les dictionnaires et fait «quelques sondages parmi les poètes contemporains»: s'il a découvert les mots écartés chez ces poètes, il aurait été bien inspiré de le signaler. – D'autre part, on peut s'étonner de ne pas voir figurer le *FEW* parmi les dictionnaires consultés. Sauf omission de notre part, M. Cuénot ne le cite qu'une fois en note (p. 97, à propos de écoute-s'il-pleut); encore s'agit-il du tome I où, comme on le sait, la part du français littéraire est assez mince.

échelonnement, glorifieur, mûrisseur, obsesseur, raseur de murailles, cellulairement<sup>2</sup>. On aurait pu y ajouter certaines formations attestées ailleurs à la même époque ou peu auparavant, mais assez rares et récentes pour qu'on puisse penser que Verlaine s'en est servi consciemment comme de néologismes: engouffrement, grandissement, marmottement, poudroiement, ratatinement, rauquement3. Le paragraphe sur les mots composés apporte essentiellement des créations de Verlaine ou des emprunts aux écrivains du XIXe siècle (à l'exception de trotte-menu); en revanche, celui qui est consacré aux déplacements de catégorie grammaticale mêle curieusement des innovations propres à notre poète («c'est moins farce que tu ne penses», «vêtu de léger»), à des faits courants et sanctionnés par les dictionnaires, tels que les adjectifs substantivés dans «la paix des simples», «sa droite furieuse», «je suis le doux par excellence», etc. De même, le paragraphe intitulé «Emprunts au latin» réunit des mots de caractère assez hétéroclite. Il y a là quelques latinismes inhabituels dans la langue du XIXe siècle, mais bien attestés chez les auteurs du XVIe, à qui Verlaine - ou ses contemporains - ont pu les emprunter: alme, dévirginer, torve4; des sens latinisants, dont plusieurs appartiennent au français classique: offenser 'blesser', opérer 'produire', superbe 'orgueilleux'; des mots d'Eglise: prévariquer, verbe appliqué à Jésus-Christ ou à ses paroles, vialique; enfin, des mots plus ou moins rares et sayants, mais appartenant à la langue générale de l'époque: adamantin, amène, docte, insigne, libelle, véhément, etc. Cette liste ne nous semble guère témoigner de la culture latine de Verlaine, et nous n'en voyons pas très bien la place dans les «sources du vocabulaire verlainien».

On éprouve la même gêne en lisant, dans la seconde section du même chapitre, le paragraphe intitulé «Les mots dérivés», qui commence par cette phrase surprenante: «L'originalité du poète éclate dans la formation des mots dérivés.» On s'attend dès lors à trouver une liste de dérivés formés par Verlaine, et l'on se demande pourquoi ce paragraphe a été séparé de celui qui traite des néologismes. En fait, il s'agit de tout autre chose: à savoir, de l'emploi stylistique de certains types de dérivation. Cependant, ici encore, une distinction s'imposait entre les mots courants d'une part, les néologismes et les mots rares de l'autre: il est bien évident, par exemple, qu'il y a une différence stylistique entre parallèlement et cellulairement, entre ensevelissement et engouffrement. Dans le même paragraphe, on ne voit pas très bien selon quels critères l'auteur répartit les suffixes affectifs en deux catégories: «les uns à valeur purement péjorative» (-astre dans poétastre, -aud dans courtaud, lourdaud, -eux dans habitueux, -u dans pansu), «les autres à valeur diminutive (et aussi péjorative)»: -ard, -otte, -et

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Tous ces mots, ainsi que ceux qui suivent, sont cités dans le paragraphe traitant des dérivés; mais, comme nous allons le voir, le point de vue qui les réunit là est tout différent.

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup> Plusieurs de ces mots ont été relevés dans le *Journal* des Goncourt (cf. Max Fuchs, *Lexique du Journal des Goncourt*, Paris 1912, ouvrage qui aurait mérité d'être cité dans la bibliographie). Mais comme le *Journal* n'a commencé à paraître qu'en 1887, ce n'est pas là que Verlaine a pu les emprunter.

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> En effet, Verlaine ne semble pas seul responsable de leur réapparition. Si alme, à notre connaissance, n'a pas été relevé au XIX e siècle avant lui, dévirginer est cité par Bescherelle et Littré; torve, qui figure également chez Bescherelle, a été employé par Daudet en 1873 (FEW XIII, 117a) et par les Goncourt (Grand Larousse Encyclopédique, Paris 1964, qui ne donne pas de référence précise).

et -ette, -âtre, -asse, -asser, -nicher (dans pleurnicher; mais -nicher est-il un suffixe?), -onner, -oter. On se demande ce qu'il y a de diminutif dans -ard, -âtre ou -asse et pourquoi ils sont séparés de -aud et -astre, variante archaïque de -âtre. Quant à -eux et -u, ils n'ont, en eux-mêmes, rien de péjoratif.

Ces inconséquences ou erreurs de classement sont peu de chose face à la masse de renseignements que nous fournit M. Cuénot et à la finesse de ses analyses stylistiques. Son livre deviendra indispensable à quiconque voudra connaître l'art de Verlaine ou l'histoire de la poésie française au XIX e siècle. Il est d'autant plus regrettable que sa présentation matérielle soit si défectueuse: l'écriture est pénible à lire, le papier de mauvaise qualité, le format malcommode; de surcroît, la lecture est rendue difficile par l'obligation de se reporter à la fin des chapitres pour consulter les notes. N'a-t-on vraiment pas les moyens d'imprimer des ouvrages de cette importance?

Zygmunt Marzys

\*

Bruno Roth, Die romanisch-deutsche Sprachgrenze im Murtengebiet während des 15. Jahrhunderts (Freiburger Geschichtsblätter 53), Freiburg i. Ü. 1965, 344 p. und eine Karte.

Das Problem der deutsch-französischen Sprachgrenze gab schon sehr oft Anlaß zu Untersuchungen, wobei die verschiedensten Thesen aufgestellt wurden. Von einem Burgundervorstoß an die Aare-Reuß-Linie mit nachheriger Rückgermanisierung bis zu einem Alemannenvorstoß an den Genfersee mit ebensolchem Zurückfluten in die Gegend der heutigen Sprachgrenze kann man alle Schattierungen finden. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß der Verfasser, unter der Führung seines Lehrers Paul Aebischer, es unternommen hat, dem Problem im Rahmen einer Dissertation auf Grund urkundlicher Belege nachzugehen. Er wählte dazu ein äußerst umstrittenes Gebiet, die Gegend von Murten und dem Großen Moos. Zeitlich beschränkt sich der Verfasser auf das 15. Jahrhundert, nicht ohne sich gewisse Ausblicke auf frühere oder spätere Zeiten zu gestatten.

Nach einer Zusammenstellung der einschlägigen Literatur und einer Darstellung der Arbeitsmethode sowie nach einem kurzen geschichtlichen Abriß wird das Urkundenmaterial der fünf Pfarreien Kerzers, Ferenbalm, Murten, Meyriez und Môtier stets in gleicher Anordnung dargestellt. Eine kurze geographische Beschreibung leitet jedes Kapitel ein, worauf ein Dorf nach dem andern besprochen wird. Es kommt zuerst eine chronologische Aufzählung der Belege des Dorfnamens von der ersten urkundlichen Erwähnung ab. Dann werden die Flurnamen des Ortes, meist aus ungedruckten Quellen, und schließlich die Personennamen aus gedruckten und ungedruckten Quellen aufgezählt. An diese Namenlisten schließt sich eine philologische Erläuterung und eine Beurteilung des sprachlichen Charakters des Ortes im 15. Jahrhundert an. In einem Schlußkapitel faßt der Autor die gewonnenen Erkenntnisse zusammen. Es sei dem Rezensenten erlaubt, auf diese Schlußfolgerungen etwas näher einzugehen.

Anhand der Flurnamen und der Personennamen schließt der Verfasser auf eine größere oder geringere Durchdringung der Gemeinden mit germanischen Elementen und findet so einen abnehmenden Prozentsatz solcher Elemente, je weiter er nach Südwesten vordringt. Aus dieser Feststellung heraus gelangt Roth zu dem Schluß,

daß in der Gegend ein jahrhundertelanges Nebeneinander alteingesessener romanischer Siedler und neuzugezogener alemannischer Kolonisten bestanden haben müsse. Dabei wendet er sich scharf gegen jede Vermutung von kriegerischer Besetzung des Gebietes durch deutsche Zuzüger, die das Romanentum rücksichtslos zerstört hätten. Er sieht die Entwicklung in einer Symbiose, einer langsamen Evolution, die das Gebiet nach und nach verdeutschen ließ. Sicher sieht der Autor auch klar, wenn er die Ablösung der savoyischen Herrschaft durch die Herren von Bern als entscheidend für die spätere, wohl raschere Entwicklung einschätzt.

Einer Diskussion rufen vielleicht die Arbeitshypothesen des Verfassers. Ist aus dem Prozentsatz der Flurnamen, die der einen oder andern Sprache entstammen, unmittelbar auf die sprachliche Zugehörigkeit der Bewohner zu schließen? Wie weit trifft der Schluß zu, daß der Träger eines französischen Namens auch französischer Zunge ist? Obwohl es nicht angeht, die Verhältnisse einer andern Gegend direkt auf das in Frage stehende Untersuchungsgebiet zu übertragen, kann ein Vergleich vielleicht doch gewisse Hinweise geben.

Ich erlaube mir daher eine andere ehemalige Grenzlandschaft, die ebenfalls einen Sprach- und Kulturwechsel vollzogen hat, zum Vergleich heranzuziehen, nämlich das ehemals rätische Gebiet des Rheintals südlich des Hirschensprungs. Ich habe versucht, den Orts- und Flurnamenbestand dreier Gemeinden nach der Herkunft zu gruppieren. Von etwa 280 Namen der Gemeinde Fläsch sind ca. 70 (also etwa 25%) nicht aus germanischen Elementen zu erklären, wobei auch nur Teile des Wortes romanischen oder vorromanischen Wurzeln entspringen können. Für die Gemeinde Pfäfers ergeben sich ganz ähnliche Verhältnisse: von ca. 860 Namen stammen ungefähr 280 wohl aus der Zeit vor der Germanisierung; das ist fast ein Drittel. In der Gemeinde Salez, der nördlichsten Gemeinde des ehemals rätischen Gebiets, trifft es auf ca. 500 Namen ungefähr 40, die aus der vorgermanischen Zeit zu stammen scheinen, also ca. 8%. Damit zeigt sich ein deutlicher Abfall der romanischen Elemente, je mehr wir nach Norden kommen. Wie im Murtengebiet zeigt die Abnahme der Relikte aus einer Substratschicht die Richtung des Einfallsstoßes der Neusiedler an. Wenn wir nun den Sprung auf die heutigen sprachlichen Verhältnisse wagen, so stellen wir fest, daß die Zugehörigkeit der Orts- und Flurnamen zur einen oder andern Sprachgruppe gar keinen Aussagewert in bezug auf die sprachliche Zugehörigkeit der Bewohner mehr hat. Wohl findet der Sprachforscher in den heutigen Dialekten eine ebenfalls sich mehrende Zahl von Reliktwörtern, wenn er das Gebiet von Norden nach Süden durchstreift1; an dem heutigen germanisch-alemannischen Habitus der Bevölkerung ändert dies aber nichts. Der Aussagewert der Ortsnamen ist also vielleicht doch nicht so zwingend; wir können nur feststellen, daß beim Übergang einer Gegend von einem Sprachgebiet in ein anderes ein ziemlich großer Schatz an Ortsnamen liegen bleibt und von den Neusiedlern übernommen wird.

Schwieriger ist die Frage der Familiennamen. Aus dem gleichen Gebiet stehen mir zwei Namen zur Verfügung, deren Träger sich durchaus als Deutschschweizer fühlen. Es sind dies die Namen Gafafer (ca + faber) und Gabathuler (evtl. ca + bertuol), die beide romanischen Ursprungs zu sein scheinen. Wohl wird ein Familienname im 15. Jahrhundert für die Zugehörigkeit zur einen oder andern Sprachgruppe noch schlüssiger sein, als dies heute der Fall ist, wo vielfach dem Familiennamen gar nichts mehr über die sprachliche Zugehörigkeit des Trägers zu entnehmen ist. Sicher gewinnt

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Cf. J. Jud, VRom. 8 (1945/46), 34 ss.

der Familienname an Aussagewert, wenn er von einem entsprechenden Vornamen begleitet ist, worauf Roth selbst hinweist.

In dieser Beziehung schiene mir eine genaue Überprüfung der übersetzten Familiennamen aufschlußreich. Der Verfasser nimmt, ohne weitere Begründung, an, daß die Übersetzungen stets vom Französischen ins Deutsche erfolgten. Es wäre aber doch denkbar, daß Zuzüger aus dem deutschen Gebiet die Notwendigkeit fühlten, ihren deutschen Namen ins Französische zu übersetzen. Wenn solche Umsetzungen noch einigermaßen datiert werden könnten, erhielten wir bestimmt einen neuen Einblick in den Vorgang der langsamen Verdeutschung.

Aufschlußreich könnte auch das Studium der Übersetzungen von Flurnamen sein. Wenn der Verfasser in Fäschels varneira und in Kerzers nemus dou vernay aufführt, so sind dies wohl die Vorgänger der heute auf der Landeskarte verzeichneten Erliholz, Erlimatten usw. Es muß also zur Zeit der Umsetzung noch bekannt gewesen sein, daß verne mit Erle gleichzusetzen ist. Dabei würden wohl Pläne aus der Zeit vor der Melioration im Großen Moos noch mehr solche Parallelen zutage fördern. Ähnliches ließe sich sagen über einen Namen en longe raye in Ried bei Kerzers, der wohl mit dem heutigen Längenfuren übereinstimmt. Auch hier muß die Übereinstimmung raye – Fure (Furche) noch durchaus im Bewußtsein der Besiedler bestanden haben. Im Gegensatz dazu wäre als nicht mehr verstanden und daher direkt übernommen zu erklären der Name uf der Couta in Galmiz oder Trimbley bei Lurtigen. Zu ähnlichen Überlegungen führen die Namen Bircherenwald (Münchenwiler), Birchenwald (Salvenach), die den Namen Boulatey (Courgevaux) und Boulay, Fin de Boulay (Cressier) entsprechen dürften.

Oft scheint auch die offizielle Meinung über die Zugehörigkeit eines Ortes zur einen oder andern Sprachgruppe nicht ganz mit den tatsächlichen Verhältnissen übereinzustimmen. Vergleichen wir das Bild eines Ortes, wie es uns aus der Liste des Telephonbuches entgegentritt, mit den Zahlen der letzten Volkszählung von 1960, so ergibt sich für den Ort Courgevaux folgendes Verhältnis: Bei der Volkszählung hatte Courgevaux 331 deutschsprechende und 182 Einwohner französischer Zunge. Die Angaben über die Berufe der Telephonabonnenten sind teils deutsch, teils französisch; alle offiziellen Telephonstellen werden aber in französischer Sprache verzeichnet, zum Beispiel gare, poste, télégraphe, secrétariat communal. Ähnlich steht es in Meyriez mit seinen 180 Deutschschweizern und 123 Welschschweizern. Die Straßennamen sind deutsch, aber auch französisch: neben vielfacher Spitalstraße auch rue de l'Hôpital. Alle offiziellen Stellen nennen sich wiederum französisch: Hôpital, cure protestante, secrétariat communal, service du feu etc. Selbst Murten zeigt eine Zweiteilung, obwohl den 2636 Deutschsprechenden nur 516 Einwohner französischer Sprache gegenüberstehen. Die Straßennamen sind fast ausschließlich deutsch, die Verwaltung wird vollständig in beiden Sprachen aufgeführt. Einen gewissen Hinweis über die tatsächlichen Verhältnisse kann man aber vielleicht daraus finden, daß neben einem protestantischen Pfarramt eine cure catholique besteht. Offenbar ist der größere Teil der Bevölkerung protestantisch und deutscher Sprache, der Bevölkerungszuwachs aus der Wanderung kommt wohl mehrheitlich aus dem französischsprechenden Kantonsteil und ist katholischer Konfession. Aus dieser ganzen Sachlage scheint sich folgendes zu ergeben: Die Orte halten meist länger an der einmal tatsächlich gewesenen Sprachzugehörigkeit fest, obwohl dieser Zustand von der Entwicklung der Zeit oft bereits überholt ist.

Damit soll die Argumentation Roths nicht widerlegt sein, es soll nur betont werden, daß eventuell weitere Zeugen das vom Verfasser entworfene Bild noch festigen würden. Bestimmt darf abschließend gesagt werden, daß durch die Untersuchungen von Roth ein bestimmter Abschnitt der Sprachgrenze in der Schweiz besser überschaut und historisch klarer erfaßt werden kann, als dies bisher anhand der Arbeit von Zimmerli möglich war. Wohl werden die Materialien aus den Urkunden, die zum Teil aus der Hand welscher Schreiber stammen und damit den Stand der Dinge etwas verschieben können, nicht jeden Zweifel über den Verlauf der Grenze im 15. Jahrhundert beseitigen, wobei auch ein gewisses Nachhinken der Behörden hinter den tatsächlichen Verhältnissen, wie wir dies noch heute feststellen können, nicht außer acht gelassen werden darf. Das Hauptergebnis Roths, daß wir eine Verflechtung der beiden Sprachgebiete, ein friedliches Nebeneinander von deutschen und romanischen Bewohnern, eventuell eine länger dauernde Zweisprachigkeit in dem Gebiet annehmen müssen, scheint doch festzustehen.

Wilhelm Egloff